Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 186 (1913)

Artikel: Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-656124

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen.

I. Die Blitzkinder.

Blendend wie ein Silberstreifen lag die Straße vor ihr und verzehrte den Blick der fiebernden Augen; glühend brannte die Nachmittagssonne und erschöpfte vollends die Kraft des armen Weibes, welches, von zwei Kindern geführt, in halber Bewußtlosigkeit vorwärts taumelte.

„Hast noch weit?" fragte ein Gemüsehändler, welcher, den Wagen mit leeren Körben gefüllt, seinem Schimmel einen gemütlichen Trott erlaubend, hinter ihr herfuhr. Die Frau blickte ihn verständnislos an und murmelte: „Heim."

„Willst mitfahren?" fragte er gutmütig, „wir haben ein Stück weit den nämlichen Weg, und du scheinst mir nicht wohl dran zu sein."

Die Frau nickte dankbar, der Bauer hob sie in den Wagen, und die Kinder kletterten so gut es ging hinauf und ließen sich ermattet in einen Korb sinken. Ach, sie waren so müde, sie fühlten ihre Füße kaum mehr und waren nur noch ganz mechanisch vorwärts geschritten. Seit manchem, manchem Tag waren sie unterwegs, sie wußten nicht, wie lange. Seit mancher Nacht waren sie in keinem Bett mehr gewesen. Es war die Zeit der Heuernte; unter freiem Himmel auf duftendem Heu hatten sie geschlafen, und von mitleidigen Leuten waren sie genährt worden. Aber Bettlerbrot ist hart, und so reichlich war es nicht ausgefallen, daß es ihnen große Kraft zum Wandern gegeben hätte. Auf die Fragen der Kinder: „Wo gehen wir hin, wo ist der Vater?" hatte die Mutter nur immer geweint: „Fort, weit fort ist er, wir gehen heim zur Großmutter." Dann hatten sie ihre Kleider in drei Bündel gepackt, das größte trug die Mutter, die zwei kleinen trugen die Kinder. Tag und Nacht waren sie mit der Eisenbahn gefahren, nachher hatte die Mutter gesagt: „Jetzt habe ich kein Geld mehr", und dann waren sie zu Fuß gegangen, o, schon so lange.

So viel erfuhr der Gemüsemann von dem kleinen, vielleicht sechsjährigen Mädchen, welches aber ein so sonderbares Deutsch sprach, daß der gute Mann die größte Mühe hatte, es zu verstehen. „Wie heißest du?" fragte er es. „Mimi und das Buby", sagte es, auf das kleine Brüderchen zeigend, welches sofort tief und fest eingeschlafen war. Beim Kreuzweg machte Hans-Jost halt: „Jetzt muß ich nach der Mühle hinunter, euer Weg führt geradeaus, bald seid ihr im Dorf."

„Ist das daheim?" fragte das Mädchen mit einem schweren Seufzer, und ohne weiter nachzudenken, sagte Hans-Jost: „Ja." Er hob die Frau vom Wagen, sie taumelte wie eine Betrunkene, dann fiel sie dumpf und schwer vornüber ins Gras. Das schlafende Kind legte Hans-Jost neben sie, er glaubte, sie werde sich bald wieder erholen, der Schlaf hatte sie übermannt. Er konnte sich nicht länger aufhalten, er hatte noch einen weiten Weg vor sich, und ein schweres Gewitter stieg am Himmel auf. Das kleine Mädchen versuchte, die Mutter zu wecken; es hörte auf der andern Seite der Straße das Murmeln eines Baches, welcher vom grasigen Abhang herunterrieselte; es tauchte sein Tüchlein darein und wusch der Mutter das Gesicht. Das half; sie erwachte aus ihrer Betäubung, blickte verwirrt um sich und rief: „Heim, heim!" „Buby heim", sagte Mimi und wusch auch ihm das heiße Gesichtchen; aber Buby wollte schlafen, alles Zureden war umsonst. Sie versuchte nun, das Kind auf den Arm zu nehmen, aber es überstieg ihre Kräfte, Buby, schlaftrunken und übermüdet, schlug mit Händen und Füßen um sich und schrie aus Leibeskräften. Auch die Mutter war so sonderbar, heute schon den ganzen Tag hatte sie noch kein Wort gesprochen, als „heim, heim", und hatte sich sogar nicht um Mimi und Buby bekümmert. Und doch war sie sonst so gut, so lieb. Jeden Abend und jeden Morgen hatte sie mit ihnen gebetet, auch wenn sie auf offenem Feld im Heu übernachten mußten; jedes Stücklein Brot, das sie erbetteln konnte, hatte sie unter die Kinder verteilt und für sich nur genommen, was die Kinder übrig ließen. Und wenn der Weg gar so lang wurde und die Kinder nicht mehr vorwärts mochten, so erzählte sie ihnen von der großen, schönen Stadt, wo die liebe Großmama wohne, vom großen, blauen See

mit schönen Schiffen darauf, und wie dann alle Not und alles Elend vorbei sei; heute war sie so ganz anders, gerade als ob sie nicht da wäre, ihre Augen schauten immer nur geradeaus. — Verzweiflungsvoll gab Mimi den Kampf mit Buby auf; sie legte ihn neben Mama hin, die, in sich zusammengesunken, zu schlafen schien, und überlegte, was sie tun könne. Dableiben konnten sie nicht, schon fielen große, schwere Regentropfen, und dumpf rollte es über die Berge her. Ich muß ins Dorf und Hülfe holen, beschloß die wackere Kleine, und alle Müdigkeit vergessend, rannte sie dem Dorfe zu, dessen Dächer bereits sichtbar waren. Aber auch ihre Kräfte waren erschöpft; sie mußte stehen bleiben, und die Hände auf das hochklopfende, mutige Herzchen drückend, stöhnte sie: „Ach, wer hilft mir; lieber Gott, lieber Gott, willst du mir nicht helfen?" Bis zum Dorf reichten ihre Kräfte nicht, das fühlte sie, da wollte sie lieber zu Mama und Buby zurück. Buby könnte aufwachen und sich verlaufen, er war ja noch so klein, und Mama war so sonderbar. Noch lagen sie beide, wie sie sie verlassen hatte, Buby schlief, und Mama sprach leise vor sich hin, ohne ihr Antwort zu geben. — Nun war auch ihre Kraft zu Ende, nicht aber ihr Gottvertrauen. „Der liebe Gott wird uns schon helfen," sagte sie, „die Mama hat's gesagt, und die Mama weiß es."

Verzweiflungsvoll gab Mimi den Kampf auf und überlegte, was zu tun sei.

Das Gewitter hatte sich verzogen; ein heißer Wind, der einem fast den Atem benahm, hatte die Wolken verteilt. Hochgetürmte, schwankende Heufuder fuhren mit großer Schnelligkeit über die weiße Straße, dichten Staub aufwirbelnd; heim strebten sie, es war, als ob auch die Pferde wüßten, daß jede Minute kostbar sei. Das herrliche trockene Heu mußte vor dem Regen geborgen werden. Wohl sandten die Rosselenker und die oben auf dem Wagen Sitzenden verwunderte Blicke nach den Schlafenden am Wegesrand, aber niemand hatte Zeit, sich um sie zu kümmern. Jetzt plötzlich, als man die Gefahr schon vorüber glaubte, brach das Gewitter los, gerade als ob es frische Kräfte gesammelt hätte. Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag und schwere, große Regentropfen, vermischt mit Hagelkörnern, sausten hernieder.

Der letzte Heuwagen war vorüber; geborgen, jubelten die Besitzer, ein Heu, wie seit Jahren nie, kein Tropfen Regen war darauf gefallen. — Ob wohl die Kinder und die sonderbare Frau noch draußen am Weg schliefen? Bei mehr als einem tauchte die Frage auf, aber ein jeder tröstete sich, es werde sie wohl jemand aufge-

nommen haben. Und so war es auch. Aber es war kein Großbauer mit Roß und Wagen, der den Armen Samariterdienst geleistet, es war ein armes, schlotteriges Männchen, welches seinen Hausierkram in einem Handwägelchen vor sich herschob; auch er hatte es eilig, mit seiner Ware unter Dach zu kommen, aber sein gutes Herz ließ ihn nicht vorübergehen. Ohne lange zu fragen, lud er die Frau, welche unfähig war, sich aufrecht zu halten, auf seinen Wagen und hieß die Kinder, welche durch den Regen und Donner munter geworden, ihm folgen. Lenksam wie ein Hündchen ließ Buby sich nun führen, ohne ein Wort zu sprechen. Die Angst vor dem Gewitter schien sowohl dem Männchen als auch den Kindern Kräfte zu verleihen, und bald war das erste Haus, eine große, offene Scheune, erreicht. Der Hausierer legte die bewußtlose Frau auf den Boden und suchte die Türen zu schließen, um vor dem Sturme gesichert zu sein; mitten in seiner Arbeit hielt er inne: ein leises Rascheln, ein eigentümlicher Schwefelgeruch und ein dumpfer Knall, dann schwand ihm das Bewußtsein.

II. Was soll aus den Kindern werden?

„Im Waisenhaus können sie nicht untergebracht werden, es ist unmöglich", sagte der Gemeindevorsteher von Oberalm in großer Aufregung. „Erstens ist kein Bett mehr frei, und dann haben diese Kinder keinen Anspruch darauf, das Waisenhaus ist nur für Gemeindeglieder." Er war sehr erregt, der Herr Gemeindevorsteher; wer bürgte ihm dafür, daß der Hausierer mit seinem Kram und die Frau mit den Kindern nicht schuld daran waren, daß der Blitz in seine Scheune eingeschlagen hatte, in seine Scheune? Das Vagantenvolk hatte den Blitz angezogen, das stand fest, und nun sollten die zwei Kinder noch ins Waisenhaus kommen, oder wie der Herr Pfarrer ihm deutlich zu verstehen gab, hätte er sie gar zu sich nehmen sollen. Nein, das war zu viel, das war zu arg. Wir müssen die Kinder verdingen, hieß es, auf Gemeindekosten, es bleibt nichts anderes übrig. Da sind sie; woher sie kommen, weiß kein Mensch; die Mutter ist tot, alle ihre Habe ist verbrannt, so daß man nicht den geringsten Anhaltspunkt hat, woher sie kommen, und die Kinder sind so dumm, daß sie unsere Sprache nicht verstehen und keine Auskunft geben können. Wir geben sie dem billigsten Angebot. „Das Mädchen könnte ich nehmen," sagte ein struppiges Männchen, „die Frau ist mir gestorben, sie könnte mir zum Kind sehen und das Hauswesen besorgen, aber den Bub will ich nicht." „Die Kinder sollten beieinander bleiben," sagte der Pfarrer, ein junger, schlanker Mann mit intelligentem Gesichtsausdruck, „man darf sie nicht trennen, um so weniger, als der Bub kein Wort Deutsch versteht." „Hab' Buben genug daheim, die auch oft nicht Deutsch verstehen, bis ich es ihnen mit der Haselrute einbläue", sagte der Schneider und lachte unbändig über seinen Witz. „Das Mädchen wollt' ich auch nehmen, ich auch, und ich auch," hieß es nun bald laut und bald leise, „aber den Buben können wir nicht brauchen." Noch einmal machte der Pfarrer einen Sturmangriff auf das harte Herz des Gemeindevorstehers. Er war der reichste, sozusagen einzige reiche Mann des armen Dörfchens, war seit Jahren verheiratet und kinderlos. In seiner Scheune waren die Kinder gefunden worden und konnten mit knapper Not aus den Flammen gerettet werden. Der Hausierer wurde auch gerettet, starb jedoch, ohne das Bewußtsein zurückerlangt zu haben. Es war auch eine Art Heldentod, wenn auch niemand ein Gedicht darüber machte und niemand ihm ein Denkmal errichtete. Mitleidige Seelen sagten: „Es ist ihm wohl und niemand übel gegangen." Aus was hätte er leben sollen, sein ganzes Vermögen bestand in seinem Hausierkarren, und der war verbrannt. Ob die Frau vom Blitze getötet wurde oder aus Erschöpfung starb, wurde nicht festgestellt. Tot war sie, darüber war kein Zweifel, und es blieb nichts anderes übrig, als sie und den Hausierer auf Gemeindekosten zu beerdigen.

„Das ist alles recht schön, Herr Pfarrer!" sagte des Dorfes Oberhaupt mit rohem Lachen. „Wenn das Aufnehmen von armen Kindern so viel Segen bringt, wie Ihr mir eben geschildert und verheißen habt, warum wollt Ihr denn den Segen nicht für Euch behalten? Die geistlichen Herren nehmen sonst gern das Gute

vorweg für sich, warum nicht auch den Segen, den sie andern verheißen?"

Tiefe Stille herrschte in der Versammlung, als der Redner geendet; keiner wagte zu atmen. Kreidebleich stand der Pfarrer auf; ohne rechts oder links zu sehen, schritt er auf die beiden Kinder zu, die sich eng umschlungen hielten, faßte sie bei der Hand und sprach zum Vorsteher gewendet: „Ich danke Euch für Euern guten Rat; ich nehme die Kinder, der Segen wird nicht ausbleiben." — Die übrigen Anwesenden freundlich grüßend verließ er, an jeder Hand ein Kind führend, die Versammlung.

„Das war brav geredet, das hast du ihm gut gegeben!" riefen einige Getreue des Vorstehers. Sie scharten sich um ihn und lobten ihn, bis er Wein kommen ließ und sie freihielt; die übrigen schlichen still davon, laut oder leise die Worte des Vorstehers verdammend und den kühnen Entschluß des Pfarrers lobend.

Die alte Anne-Marie machte große Augen, als sie ihren Herrn mit den zwei Kindern auf das Haus zukommen sah.

Die alte Anne-Marie machte große Augen, als sie ihren Herrn mit den zwei Blitzkindern, wie sie im Dorf bereits genannt wurden, auf das Haus zukommen sah. Noch größer wurde ihr Erstaunen, als er ihr mitteilte, er hätte die Kinder angenommen, und sie ihrer Liebe und Fürsorge empfahl.

Anne-Marie war sonst weder schweigsam noch verlegen und führte über ihren Herrn, wenn sie auch vor ihm, als dem Herrn Pfarrer, einen himmelhohen Respekt hatte, ein ziemlich scharfes Regiment, aber heute verstummte sie. War es die Lieblichkeit der Kleinen, die sie bezauberte, war es der todestraurige Blick ihres geliebten Meisters, mit welchem er sie anblickte, als er ihr die Kinder übergab und welcher ihr sagte, daß er Schweres erduldet habe, sie hätte, darüber befragt, selber nicht Rechenschaft ablegen können; sie nahm die Kinder in ihre Arme und drückte sie an ihr Herz und gelobte, treulich für sie sorgen zu wollen.

Dieser Empfang befreite Johann Ulrichs Herz von einer Zentnerlast. Wenn Anne-Marie Schwierigkeiten gemacht hätte, er wäre macht-

los gewesen ihr gegenüber; kein Befehl und keine Bitte hätte bei ihr etwas ausrichten können. Ohne ein Wort zu sprechen, begab er sich auf sein Zimmer; müde und gebrochen ließ er sich in seinen Arbeitsstuhl fallen und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. In innerster Seele schmerzten ihn die rohen Worte des Vorstehers; das war also der Erfolg seines jahrelangen Wirkens, das war der Respekt vor der Religion, vor der Kirche und ihrem Diener. Heiße, feurige Tropfen stiegen ihm in die Augen und drängten sich zwischen den magern, bleichen Fingern hindurch; sie fielen auf einen Brief, der vor ihm auf dem Schreibtisch lag und den er nicht beachtet hatte. Lange, lange saß er da, nach Ruhe ringend und nach Trost sich sehnend. Ach, hätte doch eine liebende Hand die heißen Männertränen getrocknet, ein sanfter Mund ihm die schmerzenden Augen geküßt; es wäre ihm leichter geworden; aber allein mußte er die herbste Stunde seines Lebens durchkämpfen.

Ach, es sollten noch herbere kommen! —

Unterdessen hatte Anne-Marie die beiden Kleinen gewaschen, gekämmt und gefüttert. Die ganze Liebe, welche sie ihrem Meister von frühester Kindheit an gewidmet, trug sie nun auch auf seine Schützlinge über, und wehe dem, der ihnen ein Haar krümmen würde. Leise klopfte sie an das Arbeitszimmer und ließ die Kinder eintreten; hastig erhob sich der Pfarrer und suchte die Spuren der Tränen zu verbergen. Er beugte sich zu den Kindern und küßte sie; mit zitternder Stimme sagte er: „Nennt mich Johann, ich will euer Bruder und Beschützer sein. — Wie hübsch sie sind und wie sauber du sie hergerichtet hast, du treue Seele! Wird es dir auch nicht zu viel sein? Sieh', ich mußte sie nehmen, ich konnte nicht anders." Tief ergriffen reichte ihm Anne-Marie die Hand: „Solange der liebe Herrgott mir Kraft und Gesundheit gibt, soll es den Kindern an nichts mangeln, was Nahrung und Pflege anbelangt, aber für die Erziehung muß denn schon der Herr Pfarrer selber sorgen."

Sie blickte verstohlen nach dem Brief auf dem Schreibtisch, er war noch uneröffnet; die Tränen galten offenbar nicht dem Brief, etwas anderes mußte ihren geliebten Herrn gekränkt haben, tief und schmerzlich, denn seit dem Tode seiner Mutter, selbst beim Abschied von der Heimat hatte er nie eine Träne vergossen.

„Herr Pfarrer, es ist ein Brief für Sie da, ich wollte nur fragen, ob etwa Besuch kommt!" Durch diese diplomatische Wendung suchte Anne-Marie ihre kaum zu beherrschende Neugierde oder, besser gesagt, ihr lebhaftes Interesse zu befriedigen.

Jetzt erst erblickte Johann Ulrich den Brief; fast beschämt bemerkte er die Tränenspuren und suchte sie zu beseitigen. „Ein böses Omen", murmelte er. „Geh' jetzt mit den Kindern hinunter," wandte er sich an die alte Magd, „und habe Dank, daß du dich ihrer so bereitwilligst annimmst, du hast mich dadurch von einer großen Sorge befreit."

„An mir soll's nicht fehlen, Herr Pfarrer, wie schon gesagt; aber was wird sie dazu sagen? — Ich fürcht', ich fürcht'!"

Als sie sah, daß für den Augenblick nichts zu erfahren sei, zog sie sich zurück; sie kannte ihren Herrn zur Genüge, um zu wissen, daß durch weiteres Fragen nichts zu erreichen sei.

„Das wird was absetzen!" murmelte sie. „Schon ich bin ihr ein Dorn im Auge, und nun noch die zwei armen Würmer."

„Lieber Schatz, wir kommen," hieß es in dem Brief, „Mama und ich, in den nächsten Tagen; ich muß Dir das große Glück, das uns widerfahren, mündlich mitteilen; einstweilen so viel: Freue Dich mit mir, es wird alles anders, aber viel schöner werden, als wir gedacht haben. Wir werden in der Krone absteigen, um Deinem alten Hausdrachen keine Mühe und Dir keine Kosten zu verursachen. In inniger Liebe Deine überglückliche Henny."

Mit langen Schritten durchmaß Johann Ulrich das Gemach; es war eine eichengetäferte Stube, groß und geräumig, fast ein Saal. Trotz des heißen Sommerwetters herrschte eine wohltuende Kühle darin, und durch das geöffnete Fenster drang ein erquickender Hauch frischer Alpenluft und Heuduft herein; purpurn strahlten die Berge in der untergehenden Sonne, und ein rosiger Schimmer verklärte das herrliche Bild vor seinen Augen. Er blickte hinaus, wie jeden Abend, aber ohne etwas zu sehen

und zu fühlen von der herrlichen Natur, die ihn sonst immer und immer wieder entzückte. Was brachte ihm dieser Brief? Wie ein eisiger Hauch berührte ihn die Verkündigung des großen Glückes; oder war es der Schlußsatz des Briefes, der ihm so peinlich war? — Jetzt erklang die Abendglocke; unwillkürlich faltete Johann Ulrich die Hände, und das herrliche Alpenglühen gewahr werdend, murmelte er: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hülfe kommt."

Ja, er hatte Hülfe nötig, er fühlte, daß er Schwerem entgegensah.

III. Das große Glück.

„Ahnst du das große Glück, das uns widerfahren ist?" rief ihm das holde junge Wesen zu, das er sorgfältig aus dem Wagen hob. Da es schon dunkel war, wagte er trotz der gaffenden Umstehenden sie zärtlich zu umarmen und ans Herz zu drücken. „Mein Lieb, mein süßes Lieb," flüsterte er, „deine Gegenwart ist mein größtes Glück!" „Schwärmer!" antwortete sie ebenso leise und erwiderte seine Küsse. Nun wurde auch die Mama, welche trotz der warmen Jahreszeit sich in Hüllen und Tücher verpackt hatte, herausgeschält, und Johann Ulrich bat sie dringend, doch bei ihm Quartier zu nehmen. Nein, hieß es, die Zimmer seien bestellt usw. — er mußte sich fügen. „Und nun, Mütterchen, gehst du zu Bett und ruhst dich aus," entschied Henny, „und Johann Ulrich und ich machen noch einen Mondscheinspaziergang, das Wetter ist himmlisch." Jedermann war mit den Anordnungen zufrieden; frisch wie eine Rose, ohne die geringste Spur von Reisemüdigkeit schritt Henny neben Johann Ulrich dahin, doppelt zierlich neben der großen, kräftigen Gestalt ihres Bräutigams. Aufwärts wanderten sie, dem Saum des Waldes zu, wo unter mächtigen Bergtannen eine einfache, hölzerne Bank angebracht war. Das war Johann Ulrichs täglicher Spaziergang. Von dort aus konnte man bei ganz klarem Wetter die Spitzen der Kirchtürme erkennen, wo sein süßes Lieb weilte; täglich schickte er seine Grüße zu ihr hin, und wenn auch dichter Nebel alles verhüllte, so glaubte er dennoch, die Turmspitzen vor seinem Auge aufblitzen zu sehen.

Als sie oben anlangten, stieg der Mond als feurige Kugel über die Berge hinauf und übergoß sie mit silbernem Licht; schwarz und dunkel erhob sich der Tannenwald hinter ihnen, während das trauliche Dörfchen in magischer Beleuchtung zu ihren Füßen lag. Unwillkürlich kamen Johann Ulrich die Worte seines Lieblingspsalmes in den Sinn, und halblaut murmelte er sie vor sich hin. Verwundert blickte Henny zu ihm auf. Wohl war auch sie ergriffen von der hehren Pracht, welche sie noch nie in dieser Weise geschaut, aber lange konnte bei dem Großstadtkind eine solche Stimmung nicht anhalten.

„Herrliche Beleuchtung, fast wie im Theater! Weißt du, wo ich Ähnliches gesehen habe? In der ‚Versunkenen Glocke' und im ‚Freischütz', aber die Natur übertrifft die schönsten Beleuchtungseffekte." So plauderte sie fröhlich — ohne Ahnung von dem Seelenzustand ihres Begleiters.

Als er als einzige Antwort nur stumm ihre Hand drückte und seufzte, blickte sie ihn verwundert an: „Du seufzest, anstatt mich zu fragen, welch großes Glück ich dir zu verkünden habe? Du alter sentimentaler Brummbär, zuletzt erscheint es dir gar nicht als ein Glück! — So wisse denn: Der alte Griesgram von Vetter, Gott habe ihn selig, ist gestorben und hat mich zu seiner alleinigen Erbin eingesetzt; eigentlich hätte ich nur die Hälfte bekommen sollen, aber der unverantwortliche Leichtsinn meiner armen Schwester —"

„Du hast eine Schwester?" fragte Johann Ulrich tief ergriffen, „und ich weiß es nicht?"

„Ach, lassen wir das," sagte sie abwehrend, „ein anderes Mal erzähle ich dir die traurige Geschichte, wir wollen uns den schönen Abend nicht verbittern. Ich hatte eine Schwester: gestorben, verdorben, Gott allein weiß wo! — Ich wurde also zur alleinigen Erbin eingesetzt, einzig mit dem Vorbehalt, daß die Hälfte des Kapitals während 20 Jahren für allfällig auftauchende, legitime Kinder gewahrt werden müsse; der Genuß der Zinsen jedoch solle bis zu diesem Zeitpunkt mir zukommen. Und du freust dich nicht über diese Kunde?" fragte sie den stumm Dasitzenden. „Was mein ist, ist dein; nun

haben alle Bedenken ein Ende, und unserer Verbindung steht nichts mehr im Wege. Du gibst deinen mühsamen, beschwerlichen Beruf auf! Wir kaufen uns eine Villa am See, mit schattigem Park und Garten. Dort richte ich dir ein großes, schönes Arbeitszimmer ein, wo du ungestört deinen Studien leben kannst, soviel es dir Freude macht; wir freuen uns unseres Lebens, gehen auf Reisen, besuchen Theater und Konzerte, halten Roß und Wagen und gönnen uns alles, was wir bis jetzt nur so von weitem gesehen haben. Freust du dich nicht mit mir?" unterbrach sie nun plötzlich ihren Redestrom, als Johann Ulrich immer noch still und unbeweglich neben ihr saß und die Hand, die er so heiß umschlossen, aus der seinen gelöst hatte. „Freust du dich nicht?"

Jetzt kam Leben in Johann Ulrich. Leidenschaftlich umarmte er seine Braut, dann aber sprang er auf und rief: „O, diese unglückliche Erbschaft! Glaubst du, ich könnte mich freuen an dem Geld, das einer Unglücklichen gehört? Ich hätte genug gehabt mit meinem Gehalt und meinem bescheidenen Erbteil; ich hätte genug gehabt, um dir das Leben angenehm zu machen und dich vor Not und Mangel zu schützen. Was braucht es mehr? — Du hast mich geliebt, als du noch mittellos warest, und hast mir erklärt, mit dem Los einer Pfarrfrau zufrieden zu sein, und nun hat dich die unglückliche Erbschaft verblendet, dein Herz verhärtet; laß ab von diesem Gedanken! Ich soll meinen Beruf aufgeben, meinen Beruf, mit welchem ich verwachsen bin mit jeder Faser meines Herzens, meinen Beruf, den ich mehr liebe als mein Leben, um dagegen ein Dasein voll Müßiggang und Nichtigkeit einzutauschen? Nimmermehr! Es kann nicht dein Ernst sein, das kannst du nicht von mir verlangen!"

Auch sie war aufgestanden; vom Silberlicht des Mondes übergossen stand sie da, überirdisch schön, kalt, hart wie Marmor. „Wähle," sagte sie mit seltsam veränderter Stimme, „wähle zwischen Reichtum und mir oder Armut und Beruf ohne mich! Morgen früh um 7 Uhr erwarte ich dich an dieser nämlichen Stelle, es nützt nichts, die Entscheidung weiter hinauszuschieben!" — Mit hocherhobenem Haupte, wie eine Königin, schritt sie den taufeuchten Wiesenpfad hinab, dem Gasthause zu, ohne sich ein einziges Mal nach Johann Ulrich umzublicken.

Johann Ulrich stand wie festgebannt auf der nämlichen Stelle und blickte der schlanken Gestalt nach, bis sie im Dunkel der Häuser verschwunden war. „Lebe wohl!" murmelte er. „Der Traum ist zu Ende; das war ein jähes Erwachen!"

Gespenstig, geisterhaft blickten ihn seine geliebten Berge an, als trauerten sie mit ihm; der Sonne Licht und des Mondes Glanz, welche sie so herrlich verklärt und beleuchtet hatten, waren von ihnen gewichen; so war auch die Sonne seines Herzens erloschen, ein Leichentuch hatte sich darüber ausgebreitet, er fühlte, daß in seinem innersten Herzen etwas gestorben sei.

Die ihm gestellte Wahl war für ihn keine Wahl. Er hätte seiner Braut die Antwort sogleich geben können. — Eine Grabesruhe war über ihn gekommen; lange saß er da, ohne zu denken, ohne zu fühlen, starr und still. Langsam und dumpf verkündete die Turmuhr die Stunde; mechanisch zählte er die Schläge, ohne zu wissen, daß er es tat. „Mitternacht," sagte er leise, „es ist gut, der Tag ist zu Ende, alles ist aus." — Mechanisch, wie im Traum, schritt er seinem Haus zu; mit leichtem Kopfnicken schritt er an Anne-Marie vorbei, ohne ihren Gutenachtwunsch zu erwidern, direkt in sein Schlafzimmer. Als er die Türe öffnete, tönte ihm ein leises Wimmern entgegen; er erschrak. Was war das? „Ach, Buby!" er hatte das Kind völlig vergessen, vergessen, daß er ihm ein Bett in seinem Zimmer hatte aufschlagen lassen, um der alten Magd die Nachtruhe zu sichern. Buby hatte böse Träume. „Mama, Mama", stöhnte er und murmelte dazwischen abgerissene Worte in der fremden Sprache, die niemand im Dorf und auch er nicht kannte. Die Gegenwart des Kindes tat ihm wohl, es war, als ob ein warmer Regen auf die Eiskruste seines Herzens gefallen sei. „Armes Buby," sagte er leise und strich dem Kind die schwarzen Locken von der heißen Stirne, „ich zagte und fürchtete, du und dein Schwesterchen könnten zum Stein des Anstoßes werden, und nun kam der Anstoß ohne euch, von innen heraus. Das

Opfer, auf das ich mich gefaßt machte, wurde nicht verlangt, dafür ein anderes, das mir unmöglich ist zu bringen, unmöglich."

Der herrlichen Mondnacht war gegen alle Erwartung ein trüber, regnerischer Morgen gefolgt; gleichwohl machte sich Johann Ulrich mit schwerem Herzen bereit, die Bank unter den Tannen aufzusuchen. Fragend blickte er nach dem Fenster; seine Berge waren verhüllt, trostlos sah es in der Natur aus, trostlos wie in seinem Innern.

Im Augenblick, als er die Türe seines Arbeitszimmers öffnete, erschien Henny auf der Schwelle, scheu und verlegen, fast verwirrt. „Es ist zu naß, um im Freien zu sitzen", sagte sie, anstatt jeder Anrede, „deshalb kam ich zu dir. Hast du gewählt?" fragte sie mit zitternder Stimme. „Kannst du mich aufgeben?" Ihre Augen hingen in tödlicher Angst an seinen Lippen, ihre Hände, welche sie krampfhaft verschlungen hielt, zitterten.

„Henny" — seine Stimme war heiser vor innerer Qual — „Henny, ich muß." —

Mit einem leisen Wehruf brach sie zusammen; sie barg das Gesicht in die Sofaecke und schluchzte herzzerreißend. — Johann Ulrich stand der kalte Angstschweiß auf der Stirne; ratlos blickte er auf das zuckende Mädchen neben ihm, dessen zarter Körper der Wucht des Schmerzes zu erliegen drohte.

Herrliche Beleuchtung, fast wie im Theater!
Aber die Natur übertrifft die schönsten Beleuchtungseffekte.

IV. Die Entdeckung.

Der Gemeindevorsteher und seine Partei hatten es fertig gebracht, Johann Ulrich ein ferneres Wirken in der Gemeinde unmöglich zu machen. Was Roheit und Gottlosigkeit angebahnt hatten, brachten die Sektierer zum Klappen. Als Angriffspunkt wurden die Kinder benutzt. Keine Anklage war zu groß, keine Verdächtigung war zu schlecht, daß sie nicht von Haus zu Haus getragen wurde.

Nicht genug, daß es hieß, die Kinder seien nicht getauft; Johann Ulrich hatte sich dem Ansinnen der Ortsvorsteher, die Kinder unter allen Umständen noch einmal zu taufen, da man ja nicht wisse, ob sie getauft seien, ent-

schieden entgegengestellt; das konnte und durfte er nicht, dazu hatte er weder das Recht noch die Befugnis. Es hieß auch, die Kinder seien verhext, sie haben den bösen Blick; wenn der Bub mit seinen schwarzen Augen eine Kuh ansehe, so genüge es, daß sie krank werde; er sei ein Heidenkind, er habe ja keinen Namen. Letzteres war richtig. Mimi hieß das Schwesterchen, ihr Bruder nannte es so; das Schwesterchen nannte ihn Buby; trotz allen Fragens konnte es sich keines anderen Namens erinnern.

Johann Ulrich unterrichtete die Kinder selber, er wagte es nicht, sie in die Schule zu schicken; von der Lehrerschaft war ihm ein deutlicher Wink zugekommen, mit namenlosen Hexen- und Heidenkindern dürften die Dorfkinder nicht in Berührung kommen. — Ein Glück für die Kinder, daß das Pfarrhaus ziemlich abgesondert vom Dorf weg lag, am Rand des Waldes. Dort war auch ihr liebster Aufenthalt. Ins Dorf kamen sie nie, außer in Begleitung ihres Beschützers, und auch so waren sie vor Steinwürfen, Schimpfworten und Drohungen nicht sicher.

Es blieb Johann Ulrich nichts übrig, als sich nach einer andern Pfarrstelle umzusehen; er wollte fort, weit fort, um so mehr, da seine Amtsdauer abgelaufen war und er auf keine Wiederwahl rechnen durfte. Aber seine Feinde waren nicht gewillt, ihr Opfer so leichten Kaufes ziehen zu lassen. — Durch Intrigen, Verleumdungen und Verdächtigungen der niedersten Art untergruben sie seinen Ruf; so oft er sich um eine vakante Pfarrstelle bewarb, erhielt er abschlägigen Bescheid. Morgen in der Frühe sollte seine bescheidene Habe fortgeführt werden, um seinem Nachfolger Platz zu machen.

Vorläufig wollte er zu seinen Verwandten in die Stadt, bis er wieder festen Boden unter den Füßen fühlte. Noch einmal stieg er zum Tannenwald hinan zu der Bank, wo sein Schicksal sich entschieden hatte, wo er Abschied genommen von seiner Liebe. — Noch einmal ließ er die Worte seiner Braut an sich vorüberziehen, er hatte keines vergessen. Was verlangte sie? Aufgeben seines Berufes, seines Amtes, um Reichtum und Wohlleben, um Glück und Liebe! Und er hatte alles geopfert, alles, sein Liebstes hatte er dahingegeben, um seinem Berufe treu zu bleiben! — Und nun? — Von Amt und Brot vertrieben, heimat- und berufslos! Was nützte ihn nun seine Pflichttreue, sein Opfer? Schwarz und dunkel lag die Zukunft vor ihm. — Wäre er allein gewesen, er hätte sich keine Sorgen gemacht um seine Existenz, aber die Kinder, die armen Kinder! Waren sie nicht schuld, daß er die Stelle verloren? Ja, die Kinder hatten ihm Unglück gebracht, es war, als ob mit ihrem Eintritt ins Haus alle guten Geister von ihm gewichen seien. Und doch hätte er sie nicht missen mögen, diese Unglückskinder. Mit seiner ganzen Liebe umschloß er sie. Ihr fröhliches Lachen, ihr Geplauder und ihre Zutraulichkeit ließen ihn alles Schwere vergessen, was ihm durch sie geworden; aber um sie bangte, für sie zitterte er. Was konnte er ihnen für eine Zukunft bieten?

Es war noch früh am Morgen, als er zum Waldplätzchen hinaufgestiegen war, um Abschied zu nehmen; noch war alles in Nebel gehüllt; die Sonne war verschleiert, verschleiert war auch sein Gemüt; auch er konnte sich nicht freimachen vom Nebel der Sorge, vom Nebel der Verbitterung, des Unmutes und Kleinmutes; die Schlechtigkeit der Menschen schmerzte ihn tief. Hier oben in der Stille des Waldes hatte er gehofft, seine Seele befreien zu können von dem bösen Bann, der auf ihr lag. Aber dichter stiegen die Nebel auf aus dem Tale, dichter und schmerzlicher lagerten sich auf sein Herz die bösen Gedanken. Den Kopf in die Hände gestützt, starrte er vor sich hin; ein scharfer Windstoß, der ihm den Hut vom Kopfe riß, weckte ihn aus seinen wachen Träumen und ließ ihn aufblicken. Golden strahlte die Sonne, und in leuchtender Pracht grüßten ihn seine geliebten Berge.

„Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hülfe kommt!"

Die Nebel waren zerrissen, seine Seele war frei geworden, ja, er fühlte es: er war nicht verlassen, er fühlte es, Hülfe war da, Hülfe für seine Kinder sollte ihm werden.

Einen langen Blick noch auf die Berge! Als neuer Mensch stieg er hinab; abgestreift hatte er, was ihn beschwerte, was ihm den Blick trübte.

Mit Jubel wurde er von Buby begrüßt. Ein Wagen, groß wie ein Haus, stand vor dem Pfarrhaus. Männer waren geschäftig, alles auszuräumen und im Wagen unterzubringen; so etwas Interessantes hatte Buby noch nie erlebt; sonst verlief ja ein Tag so ruhig wie der andere, einzig die Natur mit ihrem Regen und Sonnenschein brachte etwelche Abwechslung. Heute durfte er etwas erleben; alle Hände waren in Bewegung. Anne-Marie leitete den Umzug mit Feldherrenblick, willig ließen sich die Kinder als Trabanten verwenden. Als die treue Seele ihren Meister von der Höhe herunterschreiten sah, erhobenen Hauptes, leuchtenden Auges, da fiel es wie eine Zentnerlast von ihrem Herzen; sie hätte ihm so gerne ein teilnehmendes Wort gesagt, ihn so gerne getröstet, wenn sie sah, wie schwer er litt, wie unglücklich und verbittert er war; sie hatte es nicht gewagt, aus Angst, ihn noch mehr zu betrüben, und nun fühlte sie es: „Ein anderer hatte mit ihm gesprochen dort droben auf dem Berge; er hatte einen guten Kampf gekämpft, er hatte gesiegt!"

Unermüdlich eilten die kleinen Füße treppauf, treppab. „Bringt alles herunter, was oben liegt!" rief Anne-Marie den Kindern zu.

„Bruder Johann, kannst du mir helfen, die Kiste ist für uns zu schwer!" rief Mimi von oben herunter.

„Gleich komme ich!" Und im Sprung war der große Bruder auf der Treppe, wo die Kinder sich mit einem alten Lederkoffer abmühten. „Was habt ihr da? Laßt sehen! — Alte Kleider sind es! Anne-Marie! rief er, an das Fenster tretend, „bitte, siehe nach, das können wir doch nicht mitschleppen?"

Das Treppensteigen war ihr schon recht beschwerlich, trotzdem erschien sie auf den Ruf ihres Herrn.

„Du lieber Himmel, das sind ja die Kleider der Kinder, in denen sie hergekommen sind. Ich hatte vollständig vergessen, daß ich sie in den Koffer gesteckt."

Mit einer ihm selber unerklärlichen Bewegung und Aufregung betrachtete Johann Ulrich die halbvermoderten Kleidchen; sorgfältig breitete er sie auf dem Boden aus; mit großen Augen betrachteten die Kinder sein Tun. Plötzlich rief Mimi: „Das sind ja Bubys Höschen, das ist mein Kleidchen, o, und das Schürzchen! Das hat Mama mir genäht! Mama, liebe Mama, wann kommst du wieder, wann kommst du zu Mimi und Buby? Laut schluchzend hatte das erregte Kind sich auf das Kleiderbündel geworfen; das Heimweh übermannte es beim Anblick der alten Sachen, an die es nie mehr gedacht hatte.

Anne-Marie nahm das Kind in ihre Arme; sie erzählte ihm von der bevorstehenden Reise, von der großen Stadt, dem blauen See. Es hörte auf zu weinen, als Anne-Marie vom blauen See sprach. „In der großen Stadt, am blauen See, da wohnt die Großmutter, hat meine liebe Mama gesagt, in der großen Stadt am blauen See."

Johann Ulrich versuchte, noch mehr aus der Kleinen herauszufragen, hoffend, dadurch einen Anhaltspunkt über die Herkunft der Kinder zu finden. Aber ihre durch den Anblick der alten Kleider hervorgerufenen Erinnerungen gingen nicht weiter. — „Laß sehen, wie groß du geworden bist in den zwei Jahren!" Anne-Marie hielt das zerschlissene, vielfach geflickte Kleidchen gegen Mimi. „Ein ganzes großes Stück bin ich gewachsen!" sagte stolz das Kind, seinen Kummer vergessend.

Anne-Marie legte nun die Gegenstände sorgfältig wieder in den Koffer. „Die müssen auch mit," sagte sie, zu Johann Ulrich gewendet, „wer weiß, zu was sie noch gut sind." Glättend fuhr sie, nach sorglicher Hausfrauenart, über die Falten des Kleidchens, bevor sie den Deckel des Koffers schloß; ihre Hand fühlte einen festen Widerstand. „Was ist das? Ich glaube, ein Papier ist zwischen Oberstoff und Futter eingenäht!" Johann Ulrich, der, in tiefem Sinnen versunken, zugesehen hatte, ohne zu sehen, blickte nun auf. Ja, es schien wirklich so: auf der Innenseite des Kleides war eine Tasche angebracht und fest zugenäht. Zitternd vor Aufregung löste er mit seinem Taschenmesser den Stoff: ein in Wachstuch eingebundenes Büchlein fiel ihm in die Hand. Er war viel zu aufgeregt von dem unerwarteten Fund, als daß er sogleich weiter hätte forschen können; er mußte allein sein.

Von unten riefen die Männer um Anweisung, die Kinder rannten davon, um zu sehen, was es Neues gebe. Johann Ulrich aber zog sich, den inhaltsschweren Brief in der Hand, in sein Arbeitszimmer zurück.

Dort war schon alles zum Umzug vorbereitet; nur einige Bücherkisten standen noch da. Gespenstig blickten ihn die leeren Regale, die offenen Schränke an. Er setzte sich auf eine der Kisten, seine Füße versagten ihm den Dienst. Treppauf, treppab hörte er schwere Tritte und dazwischen das Trippeln kleiner Kinderfüße. Schwerfällig stand er auf und verriegelte die Türe. Er mußte Gewißheit haben, nicht gestört zu werden, bevor er das inhaltsreiche Papier zu entfalten wagte.

Sein erstes Gefühl beim Öffnen des Umschlages war das der Enttäuschung; ja, es waren Dokumente, wie er gehofft und erwartet hatte, aber sie waren in fremder, ihm unbekannter Sprache abgefaßt. War es Russisch, war es Polnisch? er konnte es nicht entziffern. — Er glaubte von Anfang an, daß die Kinder Russisch sprächen, aber es war nur eine Vermutung, er hatte nie Gelegenheit gehabt, Russisch sprechen zu hören. — Das eine Dokument schien ein Trauschein zu sein, es konnte aber ebensogut einen Reisepaß bedeuten; zwei weitere Papiere mit Stempel und Siegel waren augenscheinlich die Taufscheine der Kinder; aus den Jahreszahlen konnte er entziffern, daß Mimi 9 und Buby 6 Jahre alt seien. Auf das Alter von 7 und 4 Jahren hatte Anne-Marie bei ihrer Aufnahme sie geschätzt. Frauen besitzen ein scharfes Auge für solche Schätzungen. Offenbar war Mimi ein Kosename; aber die richtigen Namen der Kinder konnte er nicht herausbringen. — Er beschloß, vorläufig seinen Fund geheimzuhalten und sobald wie möglich in X bei den Behörden die nötigen Schritte zu tun zur Lösung des Rätsels. Hin und her wandte er die Papiere, die etwas vergilbt, aber, dank der Wachstuchumhüllung, gut erhalten waren.

„Ob wohl noch etwas anderes zu finden wäre?" Blitzartig stieg ihm der Gedanke auf. Wie ein Dieb schlich er die Treppe hinauf, er scheute die scharfen Augen Anne-Maries; er wollte sie lieber nicht ins Geheimnis einweihen, bevor er selber dessen Lösung kannte, wollte ihr jedoch mit einer abweisenden Antwort auf eine allfällige Frage nicht wehe tun. — Der Augenblick war günstig gewählt. Vom Fenster aus gewahrte er eine fröhliche Gruppe: die Arbeiter, die Kinder, Anne-Marie und Sepp, der treue Spielgefährte der Kinder, der große Haushund, alle hatten sich in schöner Eintracht unter der hohen Tanne vor dem Haus gelagert und stärkten sich mit Most, Käse und Brot. Die Kinder freuten sich über diese ungewöhnliche Mahlzeit, an der auch Puß, der schwarze Kater, und einige Hühner teilnahmen. Das fröhliche, ländliche Bild prägte sich tief in sein Inneres ein. Wie sollte es werden in der Stadt, wie schwer würde er und die Kinder das Landleben vermissen! Hatte ihn doch das Heimweh schon während der Studienjahre oft mit elementarer Gewalt gepackt, daß er, alles vergessend, die ganze Nacht hindurchgelaufen, um am Sonntag nur einige Stunden daheim sein zu können, um seine Berge zu sehen, um Landluft zu atmen. Und die Kinder? Sie blühten wie die Rosen, trotz der einfachsten Lebensweise. Würden sie gedeihen in der Stadtluft, im engen Haus, ohne Garten, ohne Wald, ohne Freiheit? — Energisch schüttelte er diese Gedanken von sich ab. Er hatte nicht zu wählen, er mußte sich fügen, was nützte da all das Sinnen und Denken? Vorwärts hieß nun seine Losung. —

Auf dem Estrich angelangt, sah er zu seiner Beruhigung, daß der Koffer noch da war; mit zitternden Händen, als ob er einen Raub beginge, durchsuchte er die Kinderkleidchen. Eine andächtige Stimmung bemächtigte sich seiner, als er überall den Hauch der Mutterliebe zu fühlen vermeinte. Wie sorglich waren sie geflickt, die armen Kleidchen. Auf Bubys Höschen waren Flicke von verschiedener Farbe; die Ärmel des Kittelchens waren von anderem Stoff, als das übrige. Offenbar waren es Kinder der Armut, aber nicht der Verkommenheit. Die Mutterliebe hatte alles für sie aufgeboten.

Auch ein kleines, rotes Mützchen fand er bei den Kleidern; ja, Buby hatte es auf seinem Lockenkopf gehabt, als er ihn in sein Haus

führte. Er erinnerte sich, daß es vom Regen ganz durchnäßt war. Prüfend hielt er es in der Hand; das Futter hatte sich gelöst, der Rand hing herunter; schon wollte er es zu dem übrigen legen, als er bemerkte, daß zwischen dem roten Oberstoff und dem schwarzen Futter etwas Helles durchschimmerte. Ungeduldig rieß er das Mützchen auseinander: ja, er hatte gefunden, was er gesucht. Bebend schloß er den Koffer, das Wachstuchtäschchen, ähnlich dem in Mimis Tasche gefundenen, in seinem Busen versteckend, eilte er in sein Zimmer.

Die Frühstückspause hatte ihr Ende erreicht. Voller Eifer machten sich die Leute wieder an ihre Arbeit; Anne-Marie erteilte mit lauter Stimme den Befehl, die Bücherkisten aus dem Arbeitszimmer herunterzuholen. Wo sollte nun Johann Ulrich mit seinem Fund hin? Nirgends war er sicher, nirgends ungestört. Die Zeit drängte; bis mittags mußte alles verpackt und verstaut sein; der Umzug eilte, der Nachfolger hatte sich bereits angemeldet. Und nun stund auch schon der Postwagen bereit, der Johann Ulrich und die Kinder nach X führen sollte. — Anne-Marie würde mit seiner Habe nachfolgen, er und die Kinder wurden in X von seinen Verwandten erwartet.

Mitternacht war vorüber, als Johann Ulrich das bescheidene Zimmerchen betrat, das sein Vetter für ihn und Buby eingerichtet hatte. Mimi schlief nebenan in der Kammer, wo auch Anne-Marie Unterkunft finden sollte. — Buby schlief tief und fest; die Reise hatte ihn ermüdet. Schlafend wurde er aus dem Wagen gehoben und ins Bett getragen. Mimi hatte sich in Schlaf geweint; die Reise, die fremde Umgebung, das Fehlen ihrer Anne-Marie hatten das zart besaitete Kind aus dem Gleichgewicht gebracht. Bange Sorge beschlich Johann Ulrich. Er sah auf den ersten Blick, daß die Verwandten ihm ein großes Opfer brachten, indem sie ihn und die Kinder beherbergten. Die Wohnung war eng und klein, ihre Mittel offenbar beschränkt. Sein erster Gedanke war, sein möglichstes zu tun, den wackeren Leuten nicht länger als unumgänglich nötig zur Last zu fallen. Bis tief in die Nacht hinein hatte er mit seinem Freunde und dessen Gattin beraten, was zu tun sei, ohne zu einem Entschluß zu kommen. Über all dem hatte er das Dokument in der Brusttasche fast vergessen. Beim schwachen Schein der Kerze versuchte er jetzt, dasselbe zu entziffern. Es war ein Brief, zu seiner großen Freude in deutscher Sprache geschrieben, aber die Schriftzüge waren teilweise ganz verwischt und verblichen; trotz der Wachstuchumhüllung war der Regen eingedrungen. Nach stundenlangem Entziffern mußte sich Johann Ulrich sagen, daß sein Fund, so wertvoll er ihm anfänglich erschienen, ohne Bedeutung sei. Schweren Herzens legte er sich nieder, — was sollte aus den Kindern werden?

V. Schwere Zeiten.

Rascher, als Johann Ulrich es sich hatte träumen lassen, hatte er, dank der fürsorglichen Hülfe des Vetters, sich eine neue Existenz gründen können. Als Hülfslehrer in der Knabenschule, als Religionslehrer in der höheren Töchterschule konnte er sein bescheidenes Auskommen finden und den Kindern ein Heim bieten. Trotzdem lag die Sorge um seine und um ihre Zukunft schwer auf ihm. Wer ihn gekannt, den jungen, von Kraft und Lebensmut strotzenden Bergpfarrer, wer ihn gekannt hatte mit der freien hohen Stirn und den leuchtenden Augen, und wer ihn jetzt sah, den von Sorgen und Gram gebeugten Mann, der hätte ihn wohl nicht wieder erkannt.

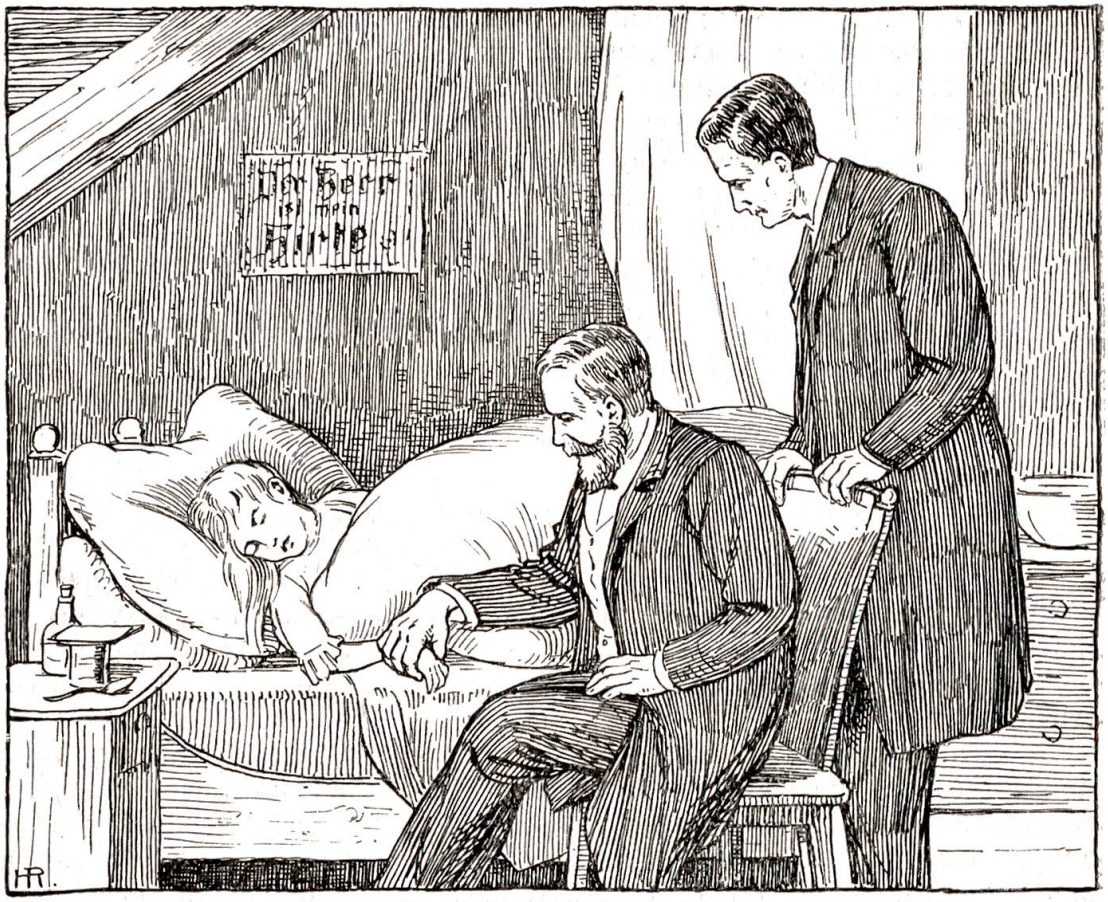
Im fehlten seine Berge, die frische Höhenluft, ihm fehlte vor allem sein Amt, sein Beruf; ihm nagte die Sehnsucht am Herzen nach seiner so herzgeliebten Henny, seiner Braut, die ihn verlassen, um dem goldenen Kalb, dem Mammon anzuhängen. Wohl richtete er sich auf an dem Gedanken, daß er für eine gute Sache leide, wohl fand er in der Liebe und Verehrung, die ihm die Kinder entgegenbrachten, Trost und Ersatz für Verlorenes, aber die schweren Stunden, die Zweifel und Nöte, konnten sie nicht immer bannen.

Der Winter war frühe hereingebrochen, aber nicht sonnig mit Schnee und Eis, wie er den Winter so sehr liebte in zauberhafter Pracht seiner Berge, nein, grau und trüb, mit Nebel und Nordwind. — An einem solchen finsteren

Novemberabend war es, als er, mit seinem Tagespensum zu Ende, traurig und verstimmt seiner kleinen Wohnung zustrebte. Mühsam, mit langsamen Schritten erstieg er die drei steilen, bereits ganz dunkeln Treppen; langsam, fast zögernd, öffnete er mit dem Schlüssel die Tür. Freute er sich nicht auf sein trauliches Heim, auf den Empfang der Kinder? Ach, auch diese Freude war ihm verkümmert; die Kinder lagen krank, kein fröhlicher Gruß, kein Kinderhändchen bot ihm einen Willkomm. Leise öffnete er die Tür zu seinem Schlafzimmer, welches er mit Buby teilte. Buby schlief; seine sonst so rosigen Wangen waren blaß und eingefallen, matt und blutleer ruhten seine sonst zur kräftigen Faust geballten Händchen auf der Decke. Im Zimmer nebenan hörte er ein leises Wimmern und Anne-Maries besänftigende Worte: „Schlaf', mein Liebling, er kommt bald; bald sind die Stunden vorbei, dann kommt er zu dir, dein Bruder, dein Beschützer; fürchte dich nicht!" Mimi phantasierte. Es war nicht nach ihm, daß das Kind sich sehnte, wie Anne-Marie glaubte, es war die Mutter, die sie in ihren Fieberträumen rief und suchte. Leise trat er in das Zimmer; das Kind erkannte ihn nicht, es merkte auch nicht, daß jemand eingetreten war: die großen Augen weit geöffnet, die Lippen leise bewegend und abgerissene Klagelaute ausstoßend, ab und zu die Worte „Mami, Mami" stammelnd, so lag es seit zwei Tagen und zwei Nächten da. Lange und schmerzlich betrachtete er das holde Gesichtchen, leise strich er über die von kaltem Schweiß bedeckte Stirn; das Kind schien es angenehm zu empfinden, es lächelte, und „Mami, Buby, heim" flüsterte es. Anne-Marie war hinausgegangen; neben der Pflege der kleinen Kranken hatte sie auch noch das Hauswesen zu besorgen. Schwer lastete die Sorge auf ihr; um die Kinder, die ihr ans Herz gewachsen, die sie liebte wie eine Mutter, sorgte und ängstigte sie sich Tag und Nacht. Aber noch schwerer sorgte sie sich um ihren Herrn und Meister, ihr ein und alles. Sie sah ihn verfallen, sie sah, wie er sich wundrieb, wie er verblutete an der Wunde, die ihm seine Braut, die ihm das Schicksal geschlagen. „Und nun wird er wieder nichts essen und wieder die ganze Nacht bei den Kindern wachen", stöhnte sie. Sie machte sich daran, ein einfaches Abendessen zu bereiten, als die polternde Stimme des Arztes sie aus ihren Betrachtungen aufschreckte. — „Da soll doch gleich das Donnerwetter dreinschlagen! Keine Beleuchtung auf dieser Hühnerleiter, kein Licht, man findet ja die Türe kaum. Glaubt Ihr wohl, der Arzt sei dafür da, sich Hals und Beine zu brechen? Das überläßt er lieber seinen Kunden!" Ängstlich deutete Anne-Marie gegen die Tür des Krankenzimmers und faßte des Arztes Hand, um ihn in die Küche zu ziehen. „Ach, Herr Doktor, nur ein Wort, nur ein Wort, bevor Sie hineingehen; sehen Sie sich vor allem den Herrn Pfarrer an, er ist zum mindesten so krank wie die Kinder, retten Sie ihn vor ihm selber, Herr Doktor, er geht an sich zugrunde. Sie sind sein Freund, ich weiß es, helfen Sie ihm!" Dr. Gerlach horchte auf. Gewiß war Johann Ulrich sein Freund, sie hatten schöne, trauliche Studienjahre zusammen verlebt, und wenn sie sich auch später aus den Augen verloren hatten, die Freundschaft war geblieben. Es war jedoch Zufall, daß er am Krankenbett der Kinder wieder mit seinem Freunde zusammengekommen war; Anne-Marie hatte, als Buby eines Abends, während Johann Ulrich in einem Vortrag war, schwer erkrankte, in ihrer Angst den nächstwohnenden Arzt herbeigeholt. Schmerzlich und freudig zugleich war das Wiedersehen; aber bald nahm die Behandlung des kleinen Patienten die Aufmerksamkeit des Arztes so völlig in Anspruch, daß wenig Zeit zu weiterer Aussprache blieb. — Nun erkrankte auch Mimi. — Der Arzt schüttelte den Kopf; er erkundigte sich bei Anne-Marie nach den Eltern des Kindes, nach den näheren Umständen, ob Anlage zu Tuberkulose oder sonstigen Krankheiten in der Familie sei. — Auf alle diese Fragen konnte die treue Seele immer nur antworten: „Wir wissen nichts!" Nach und nach hatte sie dem Arzt Johann Ulrichs ganze Leidensgeschichte erzählt, es war ja kein Geheimnis und nichts dabei, dessen er sich zu schämen gehabt hätte. Nur die Ursache der Auflösung seines Verlöbnisses verschwieg sie, nicht sowohl aus Zartgefühl, wie der Arzt

vermutete, sondern weil sie selber nicht im klaren darüber war.

Seitdem hatte der Arzt seinen Freund selten gesehen; wenn er die Kinder besuchte, war Johann Ulrich in der Schule. Heute war er absichtlich zu später Stunde gekommen, um ihn daheim zu treffen. Mimis Zustand erfüllte ihn mit großer Sorge. Er fürchtete für das Leben des Kindes, alle Symptome ließen auf tuberkulöse Hirnentzündung schließen. In diesem Falle war das Kind verloren. Und nun hatte die treue Person seine Aufmerksamkeit auf den Freund selber gelenkt. Als Idealist und Schwärmer hatte er Johann Ulrich immer gekannt, daß er aber um zwei ihm wildfremder Kinder willen seine Braut (nach Anne-Maries Erzählung mußte er annehmen, daß die Kinder die Ursache seiner Entlobung seien), seinen Beruf, seine ganze Existenz und Zukunft aufgäbe, dessen hatte er ihn doch nicht fähig gehalten. — Leise trat er in das Krankenzimmer. Johann Ulrich war so versunken in seine Träumerei, daß er den Eintritt des Arztes überhörte. Ja, die treue Alte hatte recht, wenn sie ihm sagte, der Herr sei ebenso krank wie die Kinder. Auf den ersten Blick erkannte er, daß da Hülfe not tat. Das Herz zog sich ihm zusammen, als er das Bild des Jugendfreundes und das jetzige Jammerbild vor seinem geistigen Auge vorüberziehen ließ. Ja, Johann Ulrich, dir tut Hülfe not! Ob aber ich der richtige Helfer bin? Was in meiner Macht liegt, will ich tun; weit wird jedoch mein Einfluß nicht reichen.



Wie findest du das Kind?

Erschrocken fuhr Johann Ulrich auf, als der Arzt ihm die Hand auf die Schulter legte. „Ich glaube, ich habe geschlafen," suchte er sich zu entschuldigen, „ich war schon drei Nächte nicht mehr im Bett." — „Wie findest du das Kind?" fragte er mit zitternder Stimme. Der Arzt ließ sich nun von der Alten über den Verlauf der Krankheit berichten. Er prüfte Puls und Temperatur, beklopfte und untersuchte aufs gewissenhafteste; das Kind ließ alles mit sich geschehen, ohne im geringsten Notiz zu nehmen. Groß und starr blickten die Augen ins Leere; als der Arzt ihm die brennende Kerze dicht vor die Augen hielt, verengerten sich die Pupillen, und ein krampfartiges Zittern erschütterte den armen, zum Gerippe abgemagerten Leib. — „Versuchen Sie, dem Kind einige Tropfen Wein mit Zucker einzuflößen oder etwas starken Kaffee, es ist sehr erschöpft, und die Herztätigkeit ist schwach." Als Anne-Marie hinausgegangen war, das Gewünschte

zu holen, ergriff der Arzt seines Freundes Hand und sagte mit bebender Stimme: „Armer Freund, sei ein Mann, wappne dich mit Mut, ich muß dir bösen Bescheid geben. Das Leben des Kindes ist nur mehr ein Hauch, mache dich auf das Schlimmste gefaßt. Was in meiner Macht steht, das flackernde Lichtlein vor dem Verlöschen zu bewahren, soll geschehen, aber große Hoffnungen darf ich dir nicht machen. Ich werde diese Nacht bei dem Kinde wachen unter der Bedingung, daß du dich niederlegst und einige Stunden ruhst, bei einer allfälligen Veränderung im Zustand der Kleinen werde ich dich rufen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß diese Nacht eine Krise eintreten wird, die über Leben und Tod entscheidet."

Johann Ulrich war auf seinen Stuhl zurückgesunken, fast teilnahmslos starrte er vor sich hin.

„Geh' zu Bett, lieber Freund, du bist völlig erschöpft."

Willenlos ließ er sich vom Arzt aufrichten und aus dem Zimmer führen; wie leblos sank er auf sein Bett. „Das ist mehr als Ermüdung," sagte der Arzt leise zu Anne-Marie, „ich fürchte, auch Ihr Meister ist krank, schwer krank. Der Typhus regiert in der Stadt, schon die Erkrankung der Kinder ließ mich daran denken, aber es fehlten mir wichtige Symptome zu einer sicheren Diagnose, bei Ihrem Herrn wird es sich bald entscheiden. Wir tragen das Bett des Kleinen hinüber zum Schwesterchen, Sie bleiben bei den Kindern, und ich übernehme hier die Krankenwache."

Als Johann Ulrich zu Bett gebracht war, erwachte er aus seiner Betäubung, ein heftiger Fieberfrost erschütterte ihn, so daß der Arzt die größte Mühe hatte, ihn im Bette festzuhalten. Glühende Fieberhitze folgte dem Frost, sein Bewußtsein war getrübt; von einem hellen Augenblick unterbrochen, faßte er die Hand des Arztes und rief: „Wenn ich sterbe, sorge für die Kinder, erbarme dich über die armen Kinder, bringe sie zu ihr, zu ihr!" Dann schwand das Bewußtsein wieder. Frohe Bilder tauchten vor ihm auf: er sah seine Berge im Abendglühen, er war in der Kirche, auf der Kanzel; bald war er in der Schule und bald schwebten ihm Bilder aus der Jugendzeit vor. „Mutter!" rief er, „kommst du mich zu dir zu holen? O ich käme so gerne, ach so gerne," flüsterte er; „aber die Kinder, Mutter, die Kinder, sie halten mich, ich kann nicht kommen, die Kinder!" Und dann rief er in den flehendsten Tönen: „Henny, Henny, laß ab vom goldenen Kalb, wirf den Mammon von dir! Henny, komm zu mir in die Berge! Sieh, wie sie glühen und leuchten, sieh, wie der Mond darüber steht, siehst du den Regenbogen? Henny, Henny!" Und dann verlor sich seine Stimme in heiseres Flüstern. Liebesworte traten auf seine Lippen; er streckte sehnend und verlangend die Arme aus, und leise, kaum hörbar, wiederholte er anhaltend: „Henny, komm zu mir!" — Der Arzt war tief ergriffen, welch furchtbarer Seelenschmerz tat sich unter der Herrschaft des Fiebers vor ihm auf. Die tiefe, brennende Sehnsucht nach der verlorenen Geliebten, die Sorge um die Kinder; er fühlte: hier stehe ich einem Drama gegenüber, einem edeln, zu Tode gehetzten Märtyrer. „Armer Freund," murmelte er, indem er die Eiskompressen auf der Stirn erneuerte, „armer Freund, wie machtlos bin ich solcher Seelenpein gegenüber; als Arzt muß ich kämpfen mit allen Mitteln, dich wieder zurückzurufen in ein Leben voller Sorge und Pein, und als Freund möchte ich dir ein sanftes Hinübergleiten wünschen. O, wenn ich sie herzaubern könnte, die Treulose, wenn ich ihr sagen könnte: ‚Das ist Ihr Werk, was haben Sie aus ihm gemacht, aus ihm, dem edelsten der Menschen, aus ihm, der Sie erkoren hatte, der Sie an sein großes, edles Herz nehmen wollte, o Sie!'" — Hier hielt der Arzt inne in seinem halblaut gemurmelten Zornesausbruch. Und sie! ja, wer war sie? An wen hatte er seine Vorwürfe gerichtet, wer war sie, wo war sie? Henny hieß sie, das war alles, was er wußte. Fast beschämt, sich von seinen Gefühlen so hinreißen zu lassen, hielt er inne. „Alter Narr," murmelte er, „kannst du nie ruhig werden, sachlich und nüchtern, wann wirst du es aufstecken, gegen Windmühlenflügel zu kämpfen?"

Der Kranke war unter der Wirkung der Eiskompressen etwas ruhiger geworden, er at-

S. Freudenberger (1745—1801).

Mutterpflichten. Soins maternels.

mete tief und schwer wie im Schlaf. Der Arzt durfte es wagen, nach den kleinen Kranken im Nebenzimmer zu sehen; auch dort war Ruhe eingetreten: Buby schlief tief und ruhig. Große Schweißtropfen auf der blassen Stirn zeigten, daß die Macht des Fiebers gebrochen, daß er der Genesung entgegenschlummere. Auch Mimi bot ein anderes Bild: die Augen blickten nicht mehr so starr, sie wandten sich mit dem Schimmer des Erkennens gegen den Arzt, um sich dann langsam zu schließen. Lange beobachtete er das liebliche Kind, bangend und hoffend; der Atem ging so leise, kaum daß die kleine Brust sich senkte und hob, es schien ihm, als ob der Todesengel schon zu Häupten des Bettchens stehe. Lang und spitz wurde die Nase, seltsam verändert die Züge. Wie hülfesuchend irrten die vor kurzem noch so schlaffen Händchen über die Bettdecke. Der Atem stockte, setzte wieder ein, um nach einigen schwachen Zügen wieder stillzustehen. Weinend kniete Anne-Marie am Lager ihres Lieblings. Sie brauchte nicht mehr zu fragen, Blick und Haltung des Arztes sagten ihr genug. Noch einmal setzte er dem Kind das Hörrohr auf das Herz, rasch entschlossen zog er aus seiner Brusttasche eine kleine Lederhülse, sorgfältig reinigte und desinfizierte er den Oberarm des sterbenden Kindes und machte ihm eine Einspritzung. Das Kind zuckte kaum merklich zusammen; ein starker Äthergeruch erfüllte das Zimmer. Er ließ trotz der herrschenden Kälte das Fenster öffnen, nachdem er Buby sorgfältig zugedeckt. Dann flößte er dem Kind tropfenweise etwas Wein mit stärkender Medizin ein und setzte sich, die kleine zuckende eisige Hand in der seinen haltend, an das Bettchen. „Bitte, schließen Sie das Fenster," wandte er sich an Anne-Marie, „die Luft ist genügend erneuert. Könnten Sie wohl noch ein wenig einheizen?" Anne-Marie tat mechanisch, was von ihr verlangt wurde, es war ihr eine Wohltat, etwas tun zu können. „Das Mittel wirkt," sagte der Arzt leise zu ihr als Antwort auf einen stummen, flehenden Blick, „der Puls ist regelmäßig, der Atem besser." Mehr Hoffnung konnte er nicht geben, es konnte ebenso gut nur ein letztes Aufflackern, eine schwache Wirkung der Einspritzung sein, die eine Besserung vortäuschte. Der Arzt hatte sich neben Johann Ulrichs Bett auf zwei Stühlen ein Lager zurechtgemacht und war trotz der unbequemen Lage, todmüde wie er war, bald eingeschlafen. Auch der Kranke schlief. Die Tropfen brachten ihm ein wenig Ruhe, aber die Krankheit machte solch rasende Fortschritte, daß der Arzt, als er nach kurzem Schlummer die Augen öffnete, einen Sterbenden vor sich sah. Angstvoll und zitternd hatte Anne-Marie den leisen Atemzügen der Kleinen gelauscht; immer und immer wieder beugte sie sich über sie, um sich zu vergewissern, ob das schwache Lebenslichtchen noch flackere. Und mitten in der Angst und Sorge hatte sie der Schlaf übermannt, die Natur forderte gebieterisch ihr Recht. Seit mancher Nacht war sie nicht aus den Kleidern gekommen, oder wenn sie sich, auf ihres Meisters Gebot hin, hingelegt hatte, ließen sie Sorgen und Kummer nicht einschlafen.

Grau und trübe stieg der Wintermorgen herauf. Trostlos blickten die alten müden Augen beim Erwachen auf das schneeweiße Gesichtchen des kranken Kindes; wie hatte sie schlafen können, schlafen, während der Todesengel ihr Liebstes heimgeholt! Sie zitterte, die arme treue Seele. Oder war es nur das fahle Morgenlicht und der Widerschein des Schnees auf dem gegenüberliegenden Dache, das dem Kinde eine solche Totenfarbe verlieh? Sie wollte das verglimmende Nachtlichtchen wieder anfachen, um dem Kinde ins Gesicht zu leuchten, es zu berühren, wagte sie nicht. Im Augenblick, als das Lichtchen aufflackerte, hörte sie vom Bettchen her einen leisen Seufzer, gefolgt von einem tiefen Atemzug. Jetzt fühlte sie: das Kind lebt, das Kind ist gerettet!

Schluchzend stürzte sie vor dem Bettchen auf die Knie, und ihr ganzes Sein, ihr ganzes Fühlen und Empfinden gipfelte in dem einen Gedanken: das Kind lebt, o mein Gott, ich danke dir! So fand sie der Arzt. Fast scheute er sich, diesen Moment der tiefsten Andacht und Freude zu stören. Doch mußte es sein! Ja, das Kind war vom Rand des Grabes weggerissen, wenigstens für den Augenblick; dafür aber schwebte sein bester, sein einziger Freund und Versorger in größter Gefahr. Der Zustand Johann Ul-

richs ließ den Arzt das Schlimmste befürchten. Leise berührte er die Schulter der in sich versunkenen treuen Dienerin. Sie fuhr empor. „Ach, Herr Doktor, verzeihen Sie," stotterte sie in größter Verlegenheit, „ich hörte Sie nicht kommen." „Anne-Marie," sagte er mild und freundlich, „Anne-Marie, es steht schlimm um Ihren Herrn." Wie vom Blitz getroffen knickte sie zusammen. „Ach Gott, ach Gott, über dem Kind hätte ich bald den Meister vergessen!" Ein konvulsivisches Schluchzen erschütterte die alte schwache Gestalt. „O, mein Meister, wie konnte ich, wie konnte ich!" Schon war sie an seinem Lager. Mit Zittern und Grauen erkannte sie die furchtbare Verheerung, die eine einzige Fiebernacht hervorgebracht hatte. „Jetzt heißt es handeln," sagte der Arzt, sich zur Ruhe zwingend, „wir haben bei Gott keine Zeit zu verlieren. Bleiben Sie bei dem Kranken, die Kinder werden ruhig weiterschlafen; Sie dürfen ihn keinen Augenblick außer acht lassen; wechseln Sie die Eisumschläge, und wenn die Aufregung wiederkommt, so suchen Sie ihm diese Tropfen beizubringen; ich hole unterdessen die nötige Hülfe, einzig im Spital ist Rettung möglich."

VI. Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen.

Winter war es, als Dr. Gerlach seinen sterbenden Freund ins Krankenhaus gebracht. Als Johann Ulrich zum erstenmal die Augen in klarem Bewußtsein aufschlug, war schon der Frühling eingezogen, leise und heimlich, um sich dann plötzlich in seiner ganzen Pracht und Schönheit zu entfalten und alles mit Freude und Wonne zu erfüllen. Siegesgewiß warf er goldene Lichter über die traurigen grauen Mauern des Krankenhauses, und siegesgewiß zauberte er im Garten Blätter und Blüten auf die kahlen Bäume. Über das blasse, abgezehrte Gesicht des kranken Mannes, der auf einem Liegestuhle unter blühendem Flieder und Rotdorn lag, huschten halbverschleierte Sonnenstrahlen, einen Schein von Gesundheit vortäuschend. Müde schloß er die Augen, und fröstelnd hüllte er sich in die Decke. „Bitte, Schwester, bringen Sie mich wieder in mein Zimmer", bat er, „der Frühling tut mir weh. Ich möchte im Dunkeln bleiben." Ruhe und Dunkelheit, das war sein einziger Wunsch; still lag er da, körperlich genesen, aber doch krank, teilnahmslos, fast leblos.

„Aber der Arzt wünscht, daß Sie im Freien bleiben; stützen Sie sich auf meinen Arm, wir machen einen kleinen Spaziergang", suchte Schwester Luise den Kranken zu ermutigen. „Ich kann nicht, bitte, quälen Sie mich nicht, ich bin todmüde." Ratlos blickte sich die Schwester um; der Kranke war zusammengesunken, sie war kaum mehr imstande, ihn aufrecht zu halten. Da ertönten Schritte in der Nähe: Gottlob, es kam Hülfe. Dr. Gerlach stand plötzlich vor dem Kranken. Ohne ein Wort zu verlieren, schob er seinen Arm unter den des Freundes und kommandierte: „Vorwärts marsch, eins, zwei, drei! Es geht ja ganz brillant mit unsern Gehversuchen; fassen Sie fest zu, Schwester Luise, wir machen noch einmal die Runde um den Garten, nachher darf sich der Rekrut ausruhen, aber vorher heißt's Order parieren." — Johann Ulrich sprach kein Wort. Mechanisch setzte er einen Fuß vor den andern, und wie ein Automat ließ er sich auf sein Zimmer führen und zu Bett bringen. „Für heute ist's genug," sagte Dr. Gerlach, als er dem Freund zum Abschied die Hand hinhielt, „morgen komme ich schon früh, dich zu einem Spaziergang abzuholen. Wenn du wüßtest, welch gute Nachricht ich dir zu bringen habe, du blicktest nicht drein wie das graue Elend. Aber bevor ich sie dir mitteilen darf, mußt du dich auf dich selber besinnen; du mußt wieder an das Leben, an deine Gesundheit, deine Kraft glauben lernen. — Wie hieß doch dein Lebensmotto, der Text zu deiner Probepredigt? Es war ein Psalm, der von Bergen sprach. Ich bin leider nicht so bibelfest, daß ich dir auf die Spur helfen könnte, vielleicht weiß es Schwester Luise." Beim Hinausgehen gab er der Schwester einen Wink mit den Augen. Sie stellte dem Kranken ein Glas Milch in erreichbare Nähe und folgte dem Arzt unauffällig hinaus. Sie traten in das kleine Sprechzimmer, wo schon so viele inhaltschwere Worte gefallen waren, wo Arzt und Pflegerin das Wohl und Weh ihrer Pfleg-

linge besprachen. — „Schwester Luise, das geistige Leben meines Freundes hängt an einem Faden; sein Geist droht sich mehr und mehr zu umnachten; helfen Sie mir, ihn zu retten. Ihnen gelingt vielleicht, was mir nicht möglich ist. — Die gute Nachricht, von der ich sprach, ist der Plan, ihn von hier auf die Berge in einen Kurort zu schicken. Es ist mir gelungen, das nötige Geld aufzutreiben, um ihm und den Kindern einen längern Bergaufenthalt zu ermöglichen. In seiner Apathie wird er nicht danach fragen, woher die Mittel kommen, später wird sich das alles finden. Über seine Verhältnisse bin ich völlig im unklaren; die alte Anne-Marie weiß auch nichts; den Haushalt haben wir aufgelöst, die Kinder und die treue Alte sind bei mir. Auch sie sind noch sehr erholungsbedürftig. Sobald wie möglich führen wir die ganze Gesellschaft auf die Berge, und was wir nicht fertig bringen mit unserer Kunst, das gelingt vielleicht ihnen. Suchen Sie ihn langsam darauf vorzubereiten, sprechen Sie ihm von den Kindern, die er vor seiner Krankheit so innig geliebt und von denen er nun gar nichts mehr wissen will!" — Dr. Gerlach drückte Schwester Luise die Hand, was er selten tat; er war kein Freund von Zeremonien, aber dieser Händedruck bekräftigte den Bund, den diese beiden edeln Menschen zur Rettung von Johann Ulrich geschlossen hatten. — Leuchtenden Auges betrat die Schwester das Krankenzimmer; der Kranke hatte sie mit Sehnsucht erwartet. Die Worte des Arztes hatten einen Funken in sein Inneres geworfen, der bereits zu glühen begann. — „Schwester," fragte er, und seine Stimme klang bereits kräftiger als vor einer halben Stunde, „Schwester, was hat Dr. Gerlach von den Bergen gesprochen? Er sprach von einem Psalm, kennen Sie den Psalm? Helfen Sie mir, Schwester Luise, ich finde mich gar nicht mehr zurecht."

Schwester Luise griff nach dem kleinen Neuen Testament, das auf dem Nachttisch lag. „Ich will Ihnen den Psalm vorlesen, den ich zuerst aufschlage, und dann legen Sie sich hübsch schlafen, vielleicht fällt Ihnen der Psalm, den Sie suchen, im Traum ein." Sie hatte den 62. Psalm aufgeschlagen, und mit ruhiger, wohltönender Stimme las sie: „Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft!" — Gespannt lauschte der Kranke. Es war das erstemal, daß er sich etwas vorlesen ließ; fast angstvoll hatte er sich dagegen gewehrt. — „Ich kann es nicht ertragen", war seine jeweilige Antwort. Schwester Luise hatte nicht mehr den Mut gehabt, es ihm anzubieten. Als sie zu Ende war, sah sie, daß er mit gefalteten Händen dalag; unter den geschlossenen Augenlidern drängten sich Tränen hervor. Leise stand sie auf und verließ das Zimmer.

Des andern Morgens, als sie sich erkundigte, wie er geschlafen, antwortete er: „Herrlich habe ich geschlafen, aber ich hatte keinen erlösenden Traum. Bitte, lesen Sie mir den Psalm von gestern noch einmal, vielleicht finde ich mich dann wieder zurecht." Und abermals hörte er die Worte: „Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft, denn er ist mein Hort, meine Hülfe —" „Meine Hülfe," unterbrach er sie mit leuchtenden Augen, „meine Hülfe!" „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hülfe kommt, Hülfe kommt!" „Schwester Luise, ich habe ihn gefunden, meinen Psalm, mein Lebensmotto, wie Dr. Gerlach gestern sagte; es wird Tag in mir, ich habe mich wiedergefunden. Und nun lesen Sie mir den ganzen 121. Psalm, das wird mich erquicken und gesund machen. O, meine Berge, wann sehe ich euch wieder?"

Eben las Schwester Luise die Schlußworte: „Der Herr behüte deinen Ausgang und Eingang, von nun an bis in Ewigkeit", als Dr. Gerlach leise eintrat. Johann Ulrichs Gesicht war wie verklärt. „Was geht hier vor?" fragte Dr. Gerlach und drückte seinem Freunde warm die Hand. „Pfuscht mir Schwester Luise ins Handwerk mit ‚Gesundbeten'? Fast möchte ich es glauben." „Nein, lieber Freund, stelle dich nicht so, als ob du nichts wüßtest, dein Wort vom ‚Psalm, der von den Bergen sprach', hat mich aufgeweckt, hat mich dem Leben zurückgegeben. Und nun die gute Nachricht, die du mir versprochen hast, darf ich sie hören?" „Gewiß sollst du sie hören, aber nicht von mir." Er öffnete die Türe; halb zaghaft, halb freudig blickten zwei Kinder zu ihm hin, um sich plötz-

lich in seine Arme zu stürzen, mit dem Jubelruf „Bruder Johannes, lebst du noch?"

Dieses Wort aus Kindermund schien die Schatten der Schwermut und der geistigen Umnachtung vollends zu verscheuchen. — „Ja, Kinder, ich lebe noch; Gott sei Lob und Dank, daß auch ihr noch lebt. Jetzt ist alles wieder hell und klar. Aber wo ist Anne-Marie, habt ihr die treue Alte nicht mitgebracht?" „Nein," sagte Buby, und der Schalk blitzte in seinen Augen, „sie hat uns mitgebracht." Und da stand sie auch vor ihm. Stumm drückte sie seine Hände; krampfhaft zuckte es in ihrem Gesicht; keines Wortes mächtig, drückte sie heiße Küsse auf die abgemagerten blassen Hände ihres Meisters. Dr. Gerlach hatte ihr den Besuch bei ihm nur unter der Bedingung gestattet, daß sie „nicht heule und kein Theater aufführe". Es war dies fast mehr, als sie halten konnte; sie rannte hinaus, um draußen der guten Schwester Luise um den Hals zu fallen; sie mußte ihrem übervollen Herzen Luft machen. Die Kinder durften nun im Garten spielen, bis Dr. Gerlach Johann Ulrich seinen Plan auseinandergesetzt und ihm versprochen hatte, alles zu ordnen. — „In einer Woche reisen wir ab; so lange hast du Zeit, um ganz gesund und kräftig zu werden. Bist du bis dahin noch solch ein Jammerlappen wie gestern, dann überlassen wir dich deinem Schicksal und reisen ohne dich in die Berge; in die Berge, von denen die Hülfe kommt!"

Hastig verließ der Arzt das Zimmer. „Ich werde doch nicht gar noch selber zum Jammerlappen", brummte er, indem er die Zähne fest aufeinander biß, um die aufsteigenden Tränen hinunterzuzwingen.

Auf dem Gang traf er Schwester Luise. „Die Kur ist geglückt, überraschend schnell. Ihnen danke ich es, Sie haben den Schlüssel gefunden, das verschlossene Herz zu öffnen."

VII. Der verheißene Segen.

Schwarz hing der Himmel über den Bergspitzen; unaufhörlich strömte der Regen hernieder; schwarz und düster blickten auch Johann Ulrichs Augen nach den verhüllten Bergen.

Ganz so geheilt von seiner Krankheit war er nicht, wie Dr. Gerlach nach dem fast plötzlich erfolgten Umschlag geglaubt und gehofft. Die ersten Tage, bei strahlendem Sonnenschein in der neuen Umgebung, da ging die Genesung mit Riesenschritten vorwärts; aber den schönen Tagen folgten trübe Tage, und diese legten sich schwer auf das Gemüt des Genesenden. Die Kinder, die in der herrlichen Luft wie die Rosen aufblühten und gar bald ihre Lebenslust und Fröhlichkeit, die sie schon vor der Erkrankung in der engen Stadtwohnung verloren hatten, wiederfanden, hatten ihn anfänglich beglückt und erheitert; jetzt machten sie ihn müde; ihre Heiterkeit stimmte ihn traurig. Der alte Gedanke: „Was soll aus den Kindern werden?" fing von neuem an, ihn zu quälen und zu martern, bis Kopfschmerzen und Schwindel ihn daniederwarfen. — Anne-Marie hielt ihm die Kinder fern, so gut es ging; aber in dem engen Holzhaus war es nicht so leicht, Ruhe zu erzielen; ihre Turnspiele, ihr Singen und Lachen erschütterten fast das Häuschen, die hellen Kinderstimmen drangen überall durch. — Um dem leidenden Manne Ruhe zu verschaffen, beschloß Anne-Marie, trotz Regen und Sturm mit den Kindern einen Spaziergang zu wagen. Sorglich bettete sie Johann Ulrich auf den Liegestuhl; sie erneuerte die Essigumschläge auf der Stirne, schloß die Läden und bat ihn, bis zu ihrer Rückkehr ruhig zu bleiben. Vielleicht könne er schlafen, das wäre das beste. Ohne etwas zu sagen, mischte sie ihm ein Pulver, das ihr der Arzt für den Fall der Not anvertraut hatte, im Wasserglas und bat ihn, es zu trinken. Und Johann Ulrich trank gehorsam, was sie ihm gab, gehorsam schloß er die Augen; er war wieder ganz in seine frühere Apathie zurückgesunken. Ruhe und Dunkelheit war alles, was er verlangte.

Sorgenschwer und kummervoll die Alte, fröhlich und sorglos die Jungen, so machten sie sich auf den Weg; das schlechte Wetter war den glücklichen Kindern schön genug; schöner als beim Sonnenschein, meinte Buby und ließ einen lauten Juchzer erschallen; Mimi stimmte mit ein. Diese Art von Jodel hatten sie in den Bergen oft gehört, als sie noch im Pfarrhaus

in Oberalm wohnten; es war wohl das einzige, an das sie sich erinnerten. Kinder vergessen so schnell; aber die Ähnlichkeit der Umgebung hatte bei ihnen die Erinnerung wachgerufen. — In einer kleinen Villa am Wegesrand öffnete sich ein Fenster. „Wer singt da so schön?" rief eine frische, jugendliche Stimme. „Kann man die Sänger nicht sehen?" — Die Kinder verstummten. Anne-Marie wußte nicht, sollte sie die Kinder tadeln über ihr unpassendes Singen so nahe bei einem Haus, oder mit ihnen weiter gehen und den Zuruf der Fremden nicht beachten; aber schon war die junge Dame bei ihnen, trotz des Regens ohne Hut und Schirm. „Ach, bitte, erlauben Sie den Kindern, noch einmal zu singen, Sie ahnen gar nicht, welche Herzensfreude Sie mir dadurch bereiten. Darf ich Sie nicht bitten, unter die Veranda zu treten? Mein altes Mütterlein würde sich auch so sehr freuen. Sie ist gelähmt; keinen Schritt kann sie machen, und bei diesem Wetter kann ich sie auch nicht spazieren fahren. Die Kinder ließen sich nicht lange bitten; die fremde Dame kam ihnen in dem langen hellblauen Kleide, dem weißen Spitzentuch wie ein Engel vor. Anne-Marie folgte ihnen nach, immer noch im Zweifel, was zu tun recht sei. „Was sollen wir singen?" fragte Buby mit einer Kühnheit, über die die schüchterne Mimi sich im stillen entsetzte. „Ich kenne deine Lieder nicht, liebes Kind, singe mir, bitte, noch einmal, was du vorhin mit dem Schwesterchen gesungen!" „Schön ist die Jugendzeit," sang der Knabe mit schmetternder Stimme, „schön ist die Jugendzeit, sie kommt nicht mehr, nicht mehr, sie kommt nicht mehr!" — „Aber Buby," sagte Mimi leise, „das ist ja gar kein rechtes Lied, das ist nur der Schluß!" „Das ist mir ganz egal, ich singe, was ich weiß", und ohne auf eine Aufforderung zu warten, sang er die nämlichen Zeilen noch einmal. „So," sagte er stolz, „das war jetzt der Anfang!" Mimi war nicht zufrieden, sie hätte gerne das ganze Lied gesungen, aber sie konnte sich auch nicht auf den Anfang besinnen. — Die Fremde faßte die Kinder bei den Händen, und gegen Anne-Marie gewendet fragte sie: „Sie erlauben, daß ich die Kinder zu meiner Mutter führe! Sie liebt Kinder so sehr; bitte, wollen Sie nicht auch eintreten?"

Drinnen im Zimmer hinter der Veranda war es gemütlich und warm. Anne-Marie hatte den Kindern die regenfeuchten Mäntel und Mützen abgenommen; ein Kaminfeuer strahlte einen warmen Schein über alles. Die Kinder mußten nun zu der alten Frau hinzutreten und ihr die Hand reichen. „Wie heißest du, Kleine?" fragte sie Mimi, sie mit den Augen verschlingend. „Wo habe ich wohl dieses Blondhaar, wo habe ich diese Augen schon gesehen?" „Mimi heiße ich", antwortete das Kind etwas zaghaft. „Mimi? Ist das dein ganzer Name?" „Ich habe keinen andern, nicht wahr, Buby?" „Nein," sagte Buby ganz stolz, „die Mimi ist die Mimi und nichts sonst!" „Aber du hast gewiß einen schönen Namen, du kleiner Sänger?" „Ja, ich heiße Buby." „Aber das ist doch auch kein Name, mein kleiner Mann", meinte lachend die junge Dame.

„Ja, ich heiße Buby und nichts sonst." Buby bekam ordentlich einen roten Kopf aus beleidigtem Ehrgefühl. „Nicht wahr, Anne-Marie, ich heiße Buby?" — Bei diesem Namen drehte sich die junge Dame rasch um und fixierte die alte Magd. „Anne-Marie heißen Sie?" fragte sie mit bebender Stimme. „Ist der Name gebräuchlich bei Ihnen?" — „Nicht daß ich wüßte, keine meiner Bekannten heißt so; da, wo ich herkomme, hat man es zum Brauch, immer beide Namen zu nennen. Hierzulande ist es scheint's nicht gebräuchlich!" „Anne-Marie," so hieß die alte Magd, sprach sie leise vor sich hin, „mein Gedächtnis täuscht mich nicht!" Unterdessen hatte die alte Frau Mimi und Buby durchdringend angeblickt. „Diese Augen, diese Augen, wo sah ich sie!" Auch Buby war in Betrachtungen versunken. Er faßte die junge Dame bei der Hand, blickte sie fest an und sagte ganz unvermittelt: „Du, Frau, warum machst du deine Augen gerade so weit auf wie Mimi? Das sind Mimis Augen, die gehören nicht dir." Überrascht blickte die alte Frau auf ihre Tochter. „Henny, Henny, welche Ähnlichkeit!" Tränen traten der alten Frau in die Augen. Henny, so sah deine Schwester Emilie aus als Kind; Mimi ist ihr Ebenbild."

„Bin ich auch Ebenbild?" fragte Buby, der es gar nicht gerne sah, wenn er nicht Hauptperson war. Er hatte sich neben sein Schwesterchen gestellt und blickte der alten Frau treuherzig in die Augen. — „Ja," schluchzte sie, „ja! Auch deine Züge rufen mir liebe Erinnerungen wach." Sie zog den Knaben an sich und küßte ihn leidenschaftlich. — Er entwand sich gar bald ihrer Umarmung. „So, jetzt genug Ebenbild, lieber Schokolade!" Natürlich wurde ihm sofort solche verabfolgt. Auch Mimi schien ganz einverstanden mit dem Begriff, daß Ebenbild und Schokolade in engem Zusammenhang stünden. „Ach, liebe Frau, wem sind diese Kinder, und wie heißen sie?" Fast flehend blickte die alte Dame zu Anne-Marie.

„Ich weiß es nicht, sie haben keinen Namen. Der Herr Pfarrer hat sie auf- und angenommen; von der Straße hat er sie aufgelesen!" Während Anne-Marie das sagte, verwandte sie keinen Blick von Henny, welche sich mit den Kindern beschäftigte. „Wer ist der Herr Pfarrer?" forschte die Dame weiter. „Ich glaube, das Fräulein dort sollte ihn kennen und sollte mich kennen, ich wenigstens habe sie sofort wieder erkannt!" Die Stimme der Alten klang heiser vor verhaltenem Grimm und Zorn. Da war sie vor ihr, in aller Schönheit und Lieblichkeit, sie, die ihren Herrn verraten, die ihn ins Unglück gestoßen, die, die ihm den Todesstoß ins Herz versetzt hat, den Stoß, an dem er langsam verblutete. — Und ohne ein Wort zu sprechen, faßte sie die Kinder an den Händen und riß sie mit sich fort. Im Vorbeigehen ergriff sie noch ihre Mäntel und Mützen und stürmte davon. Erst als sie außer Sicht des Hauses waren, hüllte sie die Kinder in die Mäntel; es war bitter kalt geworden. Der Regen hatte sich in ein leichtes Schneegestöber verwandelt, eisig wehte der Wind. Die Kinder waren ganz verstört. An eine böse Laune bei Anne-Marie, die ab und zu fast unvermittelt hervorbrach, um aber rasch wieder zu verschwinden, waren sie schon gewöhnt; sie machten sich keine Sorge darüber, höchstens drückten sie sich ein wenig in die Ecke, bis das Gewitter vorüber war. Aber einen solchen Zornausbruch hatten sie noch nie erlebt, selbst Buby, der sonst alles Recht hatte und sich durch nichts verblüffen ließ, war ganz kleinlaut und ängstlich. „Ist wohl Anne-Marie so böse, weil sie keine Schokolade bekommen hat?" flüsterte er ganz zaghaft dem Schwesterchen ins Ohr. — Anne-Marie hörte des Kindes Frage. Ein trauriges Lächeln zuckte über ihre erregten Züge. „Arme Kinder, arme Kinder, o mein armer Herr! Was soll es werden?" Ihr Zorn war verflogen; er hatte einer großen Traurigkeit Platz gemacht.

Während der Kinder Schicksal sich erfüllte und abklärte, erschien auch Johann Ulrichs Schicksal in Gestalt von Dr. Gerlach. Trotz der siegesgewissen Miene, die er aufgesetzt hatte und mit der er die Übersiedlung des Kranken beschleunigte, traute er der Genesung seines Patienten doch nur halb. Sie war zu rasch erfolgt, um von langer Dauer zu sein. Mehrere amtliche Briefe, welche für Johann Ulrich eingelaufen waren, gaben dem besorgten Freunde den erwünschten Anlaß, sich nach ihm umzusehen. — Ganz durchfroren langte er im kleinen Berghotel an. Er war zufrieden, daß es hieß, die Pflegerin sei mit den Kindern ausgegangen; so hoffte er, Johann Ulrich ruhig sprechen zu können; er ahnte, daß die Briefe mit dem Poststempel Oberalm Wichtiges enthielten. Von der Wirtin erfuhr er, der arme Herr sei wieder recht sonderbar, es sei gut, daß der Arzt nach ihm sehe. Leise öffnete er die Türe zum Krankenzimmer. Johann Ulrich lag noch so da, wie Anne-Marie ihn verlassen; das Schlafpulver hatte seine Schuldigkeit getan. Der Arzt zog den Vorhang weg. Sein Herz krampfte sich zusammen beim Anblick der verfallenen Züge. Nein, das war keine Genesung!

Der Kranke, vom Licht unruhig gemacht, öffnete die Augen, um sie sogleich wieder zu schließen. „Henny!" murmelte er, „Henny!" dann schlief er weiter.

Und „Henny, Henny" knirschte der Arzt zwischen den Zähnen. Seine Hände ballten sich zu Fäusten. „Wenn ich dich herführen und dir das Opfer deiner Lieblosigkeit vorführen könnte!" — Da für den Augenblick der Kranke den Arzt nicht nötig hatte, schlenderte er durch das Dorf. Er hatte noch einen Besuch vor bei einer

alten Freundin und Patientin, die er ebenfalls zur Erholung in die Berge geschickt hatte. Als er sich dem freundlichen Häuschen näherte, rief ihm die Aufwärterin schon von weitem entgegen: „Ach, Gott Lob und Dank, daß Sie kommen, Herr Doktor! Unserer lieben Frau geht es so schlimm, ich fürchte, sie hat einen neuen Schlaganfall erlitten!" Die alte Dame saß in ihrem Lehnstuhl, den Kopf vornübergeneigt, anscheinend bewußtlos. Tochter und Wärterin bemühten sich um sie. Der Arzt ließ sie aufs Bett legen und konnte nach kurzer Untersuchung den vor Angst zitternden Frauen die Beruhigung geben, daß es sich nicht um einen Schlaganfall, wohl aber um eine schwere Ohnmacht handle. Er erkundigte sich nach der Ursache und hörte zu seinem großen Erstaunen, daß zwei fremde Kinder die unschuldige Ursache der Erkrankung seien.

„Henny", rief die Kranke, als sie aus ihrer Ohnmacht erwachte, „Henny, hole die Kinder zurück, ich muß sie noch einmal sehen, bevor ich sterbe. Es sind Emiliens Kinder, o Gott, o Gott, bringe sie zurück!"

Dem Arzt fiel es wie Schuppen von den Augen. Henny und Johann Ulrichs Kinder, es konnte nicht anders sein. Hier war die Lösung des Rätsels. Er trat zu der Kranken und suchte sie zu beruhigen. „Sie werden nicht sterben, liebe Frau; regen Sie sich nicht auf! Morgen in aller Frühe bringen wir Ihnen die Kinder, jetzt ist es zu spät, Sie müssen schlafen, und die Kleinen", fügte er halb lachend hinzu, „schlafen gewiß auch schon."

Er machte Henny ein Zeichen, ihm ins Nebenzimmer zu folgen.

„Wie heißen Sie?" fragte er rauh und unvermittelt.

„Henny heiße ich", antwortete sie halb beleidigt, halb erschrocken.

„Wie kommt es, daß ich Sie nie gesehen und Ihren Namen vorher nie gehört habe, wenn ich bei Ihrer Mutter war?"

„Ich war fort, ich machte verschiedene Kurse als Krankenwärterin durch, und nun, seitdem meine Mutter gelähmt ist, widme ich mich ganz ihrer Pflege."

Dr. Gerlach schien kaum auf die Erklärung acht zu haben. „Also Henny heißen Sie?" Seine Stimme bebte. „Kennen Sie Johann Ulrich, Pfarrer von Oberalm?" Er hielt die Handgelenke des Mädchens fest umschlossen und blickte ihr drohend in die Augen. „Kennen Sie ihn?" „Mein Herr, was unterstehen Sie sich?" Henny hatte sich von ihrer Bestürzung erholt und suchte sich frei zu machen. „Ich bin Ihnen keine Rechenschaft schuldig."

Ohne auf sie zu hören, rief er in befehlendem Ton: „Kommen Sie mit, ich führe Sie zu einem, der das Recht hat, Rechenschaft von Ihnen zu fordern." Zitternd ließ sie sich wegführen. Er ergriff im Vorplatz einen Mantel, hing ihn ihr über die Schultern und zog die Widerstrebende bis vor Johann Ulrichs Haus. Ohne ihre Hand loszulassen, führte er sie direkt in das Zimmer, wo der Kranke noch immer in dumpfem Halbschlummer lag. „Sieh dein Werk, Mädchen!" stieß er rauh hervor, dann schloß er die Türe hinter ihr und ließ sie mit ihrem Opfer allein.

* * *

Heller hatte die Sonne nie gestrahlt, rosiger hatten die Berge nie geleuchtet als an diesem Morgen; tief ergriffen sandte Johann Ulrich ihnen von seinem altgewohnten, eichengetäfelten Arbeitszimmer aus einen Gruß zu. Fast wollte es ihm scheinen, als sei alles nur ein Traum. Hinter ihm die schweren Jahre voller Enttäuschung und Sorge, vor ihm ein lichter Morgen voller Glück und Segen.

Aber die fröhlichen, jubelnden Kinderstimmen, die das Haus mit Freude erfüllten, gehören nicht ins Traumland, sowenig als die strahlende, hochzeitlich geschmückte Braut, die, von seinen beiden Pflegekindern geführt, im Rahmen der Türe erschien. Ja, es war Wirklichkeit und Wahrheit.

Auch Anne-Maries Stimme, welche durch das offene Fenster hereintönte, als sie die vor Ungeduld und Aufregung zitternden Schulkinder zur Ordnung ermahnte, gehörte der Wirklichkeit an. Ganz verjüngt war die treue Alte; sie konnte es gar nicht fassen, daß nun schließlich alles, alles gut geworden. „Fast wie

...und sie, gefolgt von den Kindern und Freunden, zur Kirche schritten.

ein Märchen", hatte die kleine Mimi ausgerufen, als Tante Henny ihr ein Rosenkränzchen in die blonden Locken geflochten und ihr ein duftiges weißes Kleidchen angezogen hatte, fast wie ein Märchen. Sie hatte ihren Kosenamen beibehalten, die kleine Mimi, den Namen, den das Mütterchen ihr gegeben, trotzdem man nun wußte, daß sie Emilie hieß. Buby dagegen konnte einen dunkelroten Kopf bekommen, wenn jemand wagte, ihn so zu rufen. „Ich heiße Wladimir, in dem Taufschein steht es, ich bin kein namenloses Buby mehr!"

Alles hatte sich wie von selber geebnet unter Dr. Gerlachs Beistand. Seine Radikalkur war geglückt; Johann Ulrich stand da in voller Lebenskraft, und die stolze Henny hatte in seiner Umarmung alles vergessen, was jemals trennend zwischen ihnen gestanden; die alte Großmutter lebte auf im Glück über die so unerwartet und unverhofft wieder gefundenen Kinder ihrer verlorenen Tochter.

Die Dokumente waren als richtig anerkannt. Der Vater der Kinder, Emiliens Musiklehrer, von Geburt ein Russe, hatte das junge Mädchen so betört, daß es heimlich mit ihm das Elternhaus verließ und sich in England trauen ließ. Sie fristeten in einem kleinen Städtchen an der russischen Grenze durch Musikstunden ein kümmerliches Dasein. Offenbar waren, als er starb, die Mittel vollständig erschöpft; die Frau, selber krank, suchte die Kinder zu retten, indem sie dieselben der Großmutter bringen wollte. Das war der traurige Roman, der in kurzen Zügen aus den aufgefundenen Papieren ersichtlich war.

Die Vermutungen Dr. Gerlachs, die amtlichen Schreiben von Oberalm betreffend, waren richtig. Johann Ulrichs Nachfolger war bei einer führerlos unternommenen Bergbesteiguug verunglückt; lange Zeit war die Gemeinde ohne einen Geistlichen. Der Gemeindevorsteher, dessen Feindschaft und Intrigen Johann Ulrich vom Amt gebracht hatten, war ebenfalls gestorben.

Von seinem bösen Einfluß befreit, kam es den Dorfbewohnern langsam zum Bewußtsein, wie schwer sie ihren treuen Pfarrer gekränkt, wie schlecht sie ihn behandelt hatten. Einstimmig wurde beschlossen, Johann Ulrich um Verzeihung zu bitten und die nötigen Schritte zu tun, um ihn wiederzugewinnen. —

In stummer Umarmung blickten die glücklichen Brautleute zu den geliebten Bergen hinauf, bis die Glocken erklangen und sie, gefolgt von den Kindern und allen Freunden, zur Kirche schritten, zwischen den spalierbildenden Schulkindern hindurch. —

Der Text zu Johann Ulrichs Traurede, die ein Amtsbruder ihm hielt, lautete, als könnte es gar nicht anders sein: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hülfe kommt!"

Einige Redensarten vom alten Krämer-Joggeli.

„Bürge isch würge."

„D'Heimet isch arm,
Aber doch warm."

„Vom G'höresäge lehrt me lüge."

„Sy d'Chind chly, so trappe si eim uf d'Füeß,
Sy si groß, so trappe si eim uf d's Härz."

„I Sammet u Syde sy die gröschte Lyde."

„D'Schulde verbrönne meh Hüüser als d's Füür."

„E Stei, wo geng trolet, überchunnt kei's Miesch."

„Alli Jahr e Chäs, git nid viel Chäs;
Aber alli Jahr es Chind, git gly viel Chind."

„Z'lieb u z'leid wird eim alls ume gseit u z'Ohre treit."

„Neui Bäse wüsche guet, aber die alte kenne d'Egge."

„Beleidigunge schryb i Sand, Wohltate grab i Marmor i."

Gutes Gedächtnis.

Beamter: „Wänn sind Ihr gebore, Muetterli?"

Großmutter: „Jä, Herr Sekretär, 's Jahr han i vergässe, i weiß nu no, daß es so um die halbe Zwölfe gscheh isch!"

Stilblüten.

Heute starb schon wieder unser lieber Wilhelm.

Gesucht: Eine Französin zur Erziehung zweier Kinder. Einer geborenen wird der Vorzug gegeben.

Gesucht: Eine Köchin, die mit guten Zeugnissen kochen kann.

In der Nacht kam alles an den Tag.

Im Felde lagen Verwundete und Tote, die nach Hülfe riefen.

Die Kugel durchbohrte seine Brust, zerschmetterte den Rückenwirbel und riß ein Loch in seinen Rock.

Sie senkte das niedliche Köpfchen und blickte zum Himmel empor.

Ein Geschäft sucht einen Laufbuben gratis.

Ein verlorener Hund ist seinem Meister aus den Augen gekommen.

(Aus einem Bericht über ein Brandunglück.) Zuletzt fuhren die Feuerspritzen mit dem Bewußtsein davon, eine edle Tat vollbracht zu haben.

Als ein Gewitter im Anzuge war, stieg der Badende aus dem Wasser und schlüpfte in den seinigen.

Ein tapferer Nachtwächter.

Richter: „Sie haben gesehen, daß der Angeklagte auf den Zeugen schoß. Wie groß war die Entfernung, aus der Sie den Vorgang beobachteten?"

Nachtwächter: „Beim ersten Schuß war ich ungefähr zehn Schritte entfernt."

Richter: „Nun, und beim zweiten?"

Nachtwächter: „Ja, da mögen es wohl dreihundert gewesen sein!"

Mißverstanden.

Vormund: „Wie kommen Sie dazu, mein Mündel zu küssen?"

Junger Mann: „Ich habe ja gar nicht Ihr Mündel, sondern das Mündel Ihres Mündels geküßt!"

Aus dem Fremdenbuch des Hotels zur „Post".

In der Post ist e Kost,
Wer die kost't, nimmt die Post.